1,20 DM / Band 21
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Anruf aus dem Jenseits

Belgien ... F 20 / ... F 3,- / Italien L 600 / Niederl. f 1,50 / Schweden kr 3,50 i.m. / Spanien P 60



Anruf aus dem Jenseits

John Sinclair Nr. 21

von Jason Dark

erschienen am 24.10.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Anruf aus dem Jenseits

Grell durchschnitt das Schrillen des Telefons die Stille der Nacht. Ruckartig setzte sich Martha Ilford in ihrem Bett auf. »Ja?« hauchte sie verschlafen in die Muschel.

»Martha?« fragte eine Männerstimme.

»Am Apparat«, sagte sie automatisch.

»Kennst du mich nicht mehr, Martha?«

Plötzlich fühlte Martha ihr Herz bis in den Hals schlagen. Die Stimme, der Mann – mein Gott, das durfte nicht wahr sein… »Larry?« flüsterte sie erstickt.

»Endlich, Martha. Ich bin es tatsächlich. Du hast mich vermißt, nicht wahr?«

»Neeiin…«, röchelte Martha Ilford. Der Hörer fiel ihr aus der Hand.

Martha Ilford hatte mit ihrem Mann gesprochen. Aber Larry war seit einem Jahr tot.

Der Telefonhörer baumelte dicht über dem Boden, schwang wie ein Metronom hin und her. Das Besetztzeichen tönte aus der Muschel. Sonst kein Geräusch.

Kein Atmen, keine Stimme…

Und doch hatte jemand mit Martha Ilford gesprochen. Ihr Mann. Vor genau dreizehn Monaten war er gestorben. Martha sah alles so deutlich vor sich, als wäre es gestern geschehen. Larry befand sich auf dem Rückweg von einem Kunden. Es war Nacht. Die Dunkelheit hatte einen strahlenden Sommertag abgelöst. Doch plötzlich aus dem Nichts ein Gewitterregen. Im Nu waren die Straßen spiegelglatt. Und Larry Ilford fuhr viel zu schnell. Sein Wagen geriet ins Schleudern, krachte frontal gegen einen Baum.

Das Fahrzeug war total zertrümmert. Der Fahrer starb an der Unfallstelle. Larry hatte sich nicht angeschnallt und war mit dem Kopf durch die Frontscheibe geschleudert worden.

Ein schrecklicher Anblick.

Martha Ilford hatte der Tod ihres Mannes hart getroffen. Sie stand allein, war hilflos, denn Larry hatte immer alles für sie geregelt. Über finanzielle Dinge wußte Martha überhaupt nicht Bescheid, und es dauerte ein halbes Jahr, bis sie sich halbwegs zurechtfand. Zum Glück hatte Larry ihr eine hohe Lebensversicherung hinterlassen. Von dem Geld konnte sie gut leben.

Sie brauchte das Geld, denn mit vierzig Lenzen war es schwer, eine Anstellung zu finden. Gerade in der heutigen Zeit.

Das Tuten riß sie aus ihren Gedanken. Martha faßte nach dem Hörer und legte ihn vorsichtig auf die Gabel. Dabei sah sie, wie sehr ihre Finger zitterten. Der Anruf hatte sie völlig verwirrt.

Aber wer verbarg sich hinter dieser Stimme? Wer wollte sie in den Wahnsinn treiben? Wen hatte sie sich zum Feind gemacht? Und vor allen Dingen – wer konnte Larrys Stimme so gut imitieren?

Daß es nicht ihr Mann war, mit dem sie gesprochen hatte, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Tote können nicht reden. Und an Geister und Gespenster glaubte sie nicht, obwohl in letzter Zeit viel über Gespräche aus dem Jenseits geschrieben und gesprochen worden war. Für Martha Ilford war das jedoch alles Unsinn. Sie war eine Realistin.

Sie stand auf und ging in die kleine Garderobe. Dort lagen die Zigaretten. Mit zitternden Fingern zündete sie sich ein Stäbchen an. Dabei fiel ihr Blick in den Spiegel.

Alt sah sie aus, wirklich alt. Das braune Lockenhaar wirkte stumpf. Die Mundwinkel wurden von zwei scharfen Falten umrahmt. Unter den Augen zeigten sich Krähenfüße, die Haut hatte einen gelblichen Schimmer. Das violette Nachthemd fiel wie ein Vorhang zu Boden und schwang glockenförmig auf, als Martha Ilford in den Livingroom

zurückkehrte.

Die Bar befand sich in einem großen Globus. Larry hatte ihn noch kurz vor seinem Tod gekauft.

Martha wählte einen alten französischen Cognac. Zwei Fingerbreit goß sie ins Glas und leerte es in drei Zügen. Rasch breitete sich die Wärme des Getränks im Magen aus.

Martha ging es gleich wieder besser, und sie redete sich selbst ein, daß dieser Anruf nur ein böser Scherz gewesen war. Jemand wollte sie auf miese Art und Weise hochnehmen. Schon über zwanzig Minuten waren seit dem Anruf vergangen.

Das Telefon klingelte, riß sie aus ihren Gedanken.

»Nein«, stöhnte Martha, »nicht schon wieder. Bitte nicht…« Unbarmherzig rasselte der Kasten weiter. Martha ballte die Hände zu Fäusten, hielt sich die Ohren zu, doch das Klingeln drang auch durch diesen Schutz.

Dann hielt sie es nicht mehr aus. Sie sprang auf, schnappte sich den Hörer, preßte ihn gegen das rechte Ohr und schrie: »Laßt mich doch in Ruhe!«

Wieder die Stimme. Leise, kaum zu verstehen.

»Martha, Darling – ich brauche Hilfe – Hilfe – es quält mich so. Ich kann nicht mehr – so hilf mir doch – die Geister – sie sind überall. Es ist so schrecklich – so grausam…!«

Die Stimme verwehte, war zuletzt nur noch ein Hauch, der Martha Ilfords Ohr traf.

Stille.

Dann das Besetztzeichen. Monoton, für Martha überlaut. Sie sank auf der schmalen Couch zusammen, vergrub das Gesicht in beide Hände und schluchzte. Der Hörer lag auf ihren Knien.

»Ich kann nicht mehr«, weinte sie. »Ich kann nicht…« Die beiden Anrufe innerhalb kurzer Zeit hatten die Frau nervlich ruiniert. Ihr Rücken verkrampfte sich. Schluchzen schüttelte ihren Körper. Martha Ilford war aufgeregt wie nie zuvor in ihrem Leben.

Irgendwann legte sie den Telefonhörer auf. Sie tat dies mit einer mechanischen roboterhaften Bewegung. Hinter ihrer Stirn pochte es. Kopfschmerzen. Sie wurden von Minute zu Minute stärker. Martha nahm eine Tablette, löste sie in Wasser auf und trank.

Dann folgte die Angst. Noch weitere dieser Anrufe, und sie würde einen Herzschlag bekommen. Plötzlich haßte sie das Telefon. Haßte diesen graugrünen Apparat, der sie höhnisch anzugrinsen schien. Wutentbrannt lief sie auf ihn zu, hob ihn hoch und wollte ihn gegen die Wand schmettern.

Im letzten Augenblick hielt sie inne. Sie begriff, wie absurd diese Reaktion wäre.

Sollte sie die Polizei anrufen? Martha Ilford wählte ohne zu zögern

die Nummer des nächsten Polizeireviers. Dabei ahnte sie nicht, daß sie bereits die dritte Anruferin war. Die beiden vor ihr hatten das gleiche Problem.

Das Jenseits tauchte aus dem Nebel auf und meldete sich. Und niemand ahnte, daß dies erst der Beginn eines unglaublichen, geisterhaften Falles war…

***

Moderne Kunststoffjalousien filterten das grelle Sonnenlicht. Trotzdem war es warm in dem großen Livingroom der Conollys. Die Hitze lastete bereits seit Tagen über London und machte Mensch und Tier schwer zu schaffen.

Sheila litt besonders unter den Temperaturen. Sie war in Umständen und rechnete jeden Augenblick mit dem Eintreten der ersten Wehen.

Sheila lag auf einer bequemen Liege, während Bill, ihr Mann, wie ein gereizter Tiger im Raum hin und her lief.

Die blonde Frau lächelte. »Nun sei doch nicht so nervös, Darling. Ich bekomme das Kind, nicht du.«

Bill blieb stehen und rang in komischer Verzweiflung die Hände. »Das ist es ja gerade. Wenn ich das Kind bekommen würde, wäre alles gar nicht so schlimm. Aber du glaubst nicht, wie ich leide. Wenn ich mir vorstelle, daß du im Krankenhaus…«

»Bill!« In Sheilas Stimme schwang ein liebevoller Vorwurf mit. »Es wird schon gutgehen, glaube mir. Außerdem ist Professor Harris eine Kapazität auf seinem Gebiet. Er hat mich im Laufe der Schwangerschaft immer wieder untersucht. Und er sagt, ich sei völlig gesund. Besser könnte es gar nicht sein.«

»Trotzdem.« Bill schüttelte den Kopf.

»Komm mal her.« Sheila streckte die Arme aus.

Bill ging auf sie zu. Wie ein Schulbub zu seiner Mutter, um die schlechten Zensuren zu beichten.

Sheila nahm das Gesicht ihres Mannes in beide Hände. Sie hauchte einen Kuß auf Bills Lippen. »Ich bin so froh, daß du bei mir bist«, flüsterte sie, »und glaube mir, ich liebe dich so innig wie am ersten Tag.«

Bill nickte. Sprechen konnte er nicht. Er sah seine Frau an. Sheila war eine Schönheit und in den letzten Monaten noch mehr aufgeblüht. Ihr langes Haar hatte sie der Hitze wegen hochgesteckt Sie trug nur etwas Rouge auf den Wangen, und ihre herrlichen blauen Augen wirkten wie klare Bergseen. Wenn sie lächelte, hatte Bill immer das Gefühl, auf ihrem Gesicht würde die Sonne aufgehen.

»Hast du den Koffer gepackt?« fragte Sheila.

»Ja.«

»Ich wußte gar nicht, daß du so ernst sein kannst«, flüsterte die junge

Frau. »Warum lachst du nicht? Freust du dich nicht auf unser Kind?«
»Doch. Aber ich mache mir deinetwegen Sorgen.«
Sheila schüttelte den Kopf. Dann streckte sie den rechten Arm aus. »Komm, hilf mir doch. Ich möchte ein paar Schritte laufen.«
Bill hob seine Frau behutsam an. Sheila machte ein paar zögernde Schritte. Sie ging zum Fenster, drückte zwei Lamellen mit Daumen und Zeigefinger auseinander und schaute in den prächtigen Garten. Das Sonnenlicht brach sich blitzend auf der Oberfläche des Schwimmbeckens. Es war windstill.
»An diesem Anblick erfreue ich mich immer wieder«, sagte Sheila. »Unser Kind wird sich hier austoben können.«
Bill trat neben sie und legte einen Arm über ihre Schulter. »Ja, es wird sicherlich Spaß daran haben.«
In den letzten Wochen war es ruhig geworden im Hause der Conollys. Mit seinem Freund John Sinclair hatte sich Bill auf kein Abenteuer mehr eingelassen. Er wollte Sheila nicht unnötig aufregen. Sie machte sich sowieso immer zuviel Sorgen um ihren Mann. Sheila hatte eine permanente Angst um Bill. Seit ihrer Hochzeit achtete sie darauf, daß ihr Mann möglichst zu Hause blieb und dort seine Berichte schrieb. Vor der Heirat war er in die Welt gezogen, hatte von seinen Erlebnissen berichtet und war zu einem wahren Starreporter herangereift. Oft hatte er mit John Sinclair, dem Geisterjäger, gemeinsam gekämpft, und mehr als einmal war er buchstäblich im letzten Moment dem Tod von der Schippe gesprungen.
Sheila hatte seinen Tatendrang gebremst. Und Bill fügte sich. Nur manchmal, da brach er aus, da mußte er wieder hinaus in die Welt und sich anderen Wind um die Nase wehen lassen. »Möchtest du dich nicht wieder hinlegen?« fragte er.
»Nein, nein, Darling. Bewegung tut gut. Außerdem ist es hier nicht so heiß wie draußen.«
Sheila strich sich über ihr Gesicht. »Ich gehe ins Bad, Bill, und mache mich etwas frisch.«
»Okay.«
Sheila verließ den Livingroom, der in seiner Größe schon mehr einer Halle glich.
Bill tat Eiswürfel in ein Glas und goß Orangensaft darüber. In kleinen Schlucken trank er das erfrischende Getränk. Da klingelte das Telefon.
Rasch setzte Bill das Glas ab und meldete sich.
Rauschen. Mehr nicht.
»Hallo!« Bill räusperte sich. »Hallo, melden Sie sich! Wer sind Sie?«
Plötzlich hörte Bill eine Stimme. Sie schien vom Ende der Welt zu kommen. Bill preßte den Hörer dicht an sein Ohr, um die Stimme überhaupt verstehen zu können.
»Helft mir – das Jenseits ruft euch – ich bin Gefangener – es ist

schlimm. Sheila – ich…«

Bill rann eine Gänsehaut über den Rücken. Von einer Sekunde zur anderen wurde sein Gesicht weiß. Er kannte die Stimme, hatte sie schon gehört, wußte jedoch nicht, wo er sie unterbringen sollte.

»Reden Sie lauter. Melden Sie sich doch!« rief er in den Hörer. »Was ist denn los?«

»Ich – ich – kann nicht. Es ist so schwer…«

Bill trat der Schweiß aus allen Poren. Er faßte den Anruf nicht als Scherz auf.

»Wie können wir Ihnen helfen?«

»Der Seelenhändler – ihr müßt den Seelenhändler…« Die Stimme war weg. Nur noch Rauschen in der Leitung.

Bill Conolly hielt den Hörer noch ein paar Sekunden in der Hand. Als er hörte, daß Sheila die Tür zum Bad aufzog, ließ er ihn rasch auf die Gabel sinken.

Sheila erschien in der offenen Tür. »Hat da nicht eben das Telefon geläutet?«

»Ja.«

Sheila trat näher. »Und? Wer hat angerufen?«

Bill wollte seiner Frau auf keinen Fall die Wahrheit sagen und suchte fieberhaft nach einer Ausrede. »Die Zeitung«, sagte er. »Es ist von der Zeitung angerufen worden.«

Prüfend blickte Sheila ihrem Mann ins Gesicht. »Stimmt das auch?«

Bill versuchte zu lächeln. »Warum nicht? Du weißt doch, daß ich oft angerufen werde.«

»Okay, wenn du das sagst.« Sheila wollte noch etwas hinzufügen, doch dann verzerrte sich ihr Gesicht.

»Was ist?« fragte Bill hastig.

»Die Wehen, Bill.« Sheila ging unsicher zu einem Sessel. »Ich glaube, es ist soweit, Bill, ich…« Sie ließ sich in den Sessel fallen und preßte die Hände gegen den gewölbten Bauch. »Ruf in der Klinik an, Bill. Wir müssen hinfahren.«

»Ja, ja, sofort.« Bill Conolly wurde nervös. Den Anruf hatte er bereits vergessen. Jetzt zählte nur noch Sheila. Die Nummer des Krankenhauses hatte er auswendig gelernt. Als er sie in die Tastatur drückte, zitterten seine Finger.

Eine freundliche Frauenstimme meldete sich.

»Hier Conolly. Sie wissen wahrscheinlich Bescheid. Die Wehen haben bei meiner Frau eingesetzt. Also, wir…« Bill war durcheinander. Sheila beobachtete ihn mit einem leichten Lächeln auf den Lippen.

»Immer mit der Ruhe, Mr. Conolly. Sollen wir Ihnen einen Wagen schicken, der Ihre Frau abholt?«

»Nein, nein, ich will sie selber bringen. Das schaffe ich schon.«

»Ist recht. Bis gleich dann.«

Bill legte auf. Sheilas Koffer war bereits gepackt. Er stand in der Garage. Bill hatte den Beifahrersitz des Porsche so gestellt, daß Sheila mehr lag als saß.

Der Reporter half seiner Frau beim Einsteigen. »Fühlst du dich gut?« fragte er.

»Ja.« Sheilas angespanntes Gesicht strafte ihre Antwort Lügen.

Vorsichtig fuhr Bill den Weg zum Tor hinunter, das er mit der Fernbedienung öffnete. Trotz der Sorgen, die Bill Conolly quälten, hatte er den geheimnisvollen Anruf nicht vergessen.

Er beschloß, von der Privatklinik aus seinen Freund John Sinclair aufzusuchen. Der würde ihm sicherlich weiterhelfen.

***

Ich hockte vor meiner Schreibmaschine. Keiner elektrischen, sondern einem über zehn Jahre alten Hackkasten mit verschmierten Typen und ausgeleierten Federn.

Ich spielte Adler. Der Zeigefinger kreiste über der Tastatur, um dann blitzschnell niederzustoßen, wenn er den richtigen Buchstaben gefunden hatte.

Warum ich vor der Maschine saß? Ich mußte einen Vierteljahresbericht schreiben.

Draußen war herrliches Sommerwetter. An Dämonen und Geister wollte ich jetzt nicht denken, ich hoffte auf eine gute Fee, die mich von der schrecklichen Schreibtischarbeit erlöste. Die gute Fee erschien.

Und zwar in Gestalt von Glenda Perkins.

Sagenhaft, wie meine Sekretärin wieder aussah. Ein buntes Sommerkleid trug sie. Weich und fließend war der Stoff, und da Glenda die drei obersten Knöpfe geöffnet hatte, konnte ich sehen, daß sie auch unterhalb des Halses sonnenbraun war. Sie duftete nach frischem Frühlingswind. Klar, daß ich keinen Blick für die Akte in ihrer rechten Hand, sondern nur Augen für dieses schwarzhaarige Girl mit der Klassefigur hatte.

Glenda strahlte mich an.

Ich schoß ein vages Kompliment ab, weil mir nichts anderes einfiel. »Hübsch sehen Sie aus, Glenda.«

Sie wurde wieder rot. Fast wie immer, wenn ich mit ihr sprach. »O danke.«

»Ist das Kleid neu?«

»Ja.« Sie drehte sich etwas in den Hüften.

»Steht Ihnen gut.«

»Danke.«

»Und was bringen Sie mir Schönes?« fragte ich und lehnte mich im Stuhl zurück.

»Erst einmal die Grüße von Superintendent Powell. Der Bericht kann warten, hat er gesagt.«

Ich jubelte innerlich. »Was noch?«

Glenda reichte mir die Akte herüber. Dabei beugte sie sich etwas vor. Sogar weiter, als es nötig war, hatte ich das Gefühl. Der Ausschnitt klaffte noch mehr auseinander.

Mir wurde es warm, denn was ich sah, war wirklich nicht von schlechten Eltern. Ich registrierte, daß Glenda keinen BH trug und keinen nötig hatte.

Sie ging wieder in die Senkrechte.

»Das war's.«

Ich räusperte mich. »Okay, Glenda, und vielen Dank.«

Sie schenkte mir noch ein unter die Haut gehendes Lächeln und schritt zur Tür. Wie sie dies tat, war schon eine Augenweide.

Irgendwann wurde ich bestimmt einmal schwach.

Unsinn, redete ich mir ein. Denk an deinen Job, John Sinclair. Ich dachte daran, räumte die Maschine weg, damit ich Platz hatte, trank den Rest aus der Mineralwasserflasche, zündete mir eine Zigarette an und begann den Bericht zu lesen.

Die Akte bestand aus mehreren Protokollen. Drei Anruferinnen waren telefonisch belästigt worden. Die Stimmen ihrer längst verstorbenen Verwandten hatten sie über Raum und Zeit hinweg durch den Telefonhörer vernommen. Die Polizisten, die die Fälle untersuchten, nahmen die Anrufe nicht ernst. Es gab genügend Leute, die sich einen Scherz daraus machten, ihre Mitmenschen hochzunehmen. Es gab auch Spanner, die alleinstehende Frauen anriefen und sie mit Obszönitäten überschütteten. Superintendent Powell war auf die Sache aufmerksam geworden. Er vermutete mehr hinter diesen Anrufen.

Ich merkte mir die Namen der Frauen. Sie hießen Ellen Wayne, Liz Manner und Martha Ilford.

Einen großen Fall sah ich nicht. Doch ich wollte die Damen interviewen. Es war immerhin besser, als hier zu sitzen und den dämlichen Bericht zu schreiben.

Da es sowieso schon auf den Mittag zuging, beschloß ich, erst einmal essen zu gehen.

Nur keine Hetze bei der Hitze.

Mit dem Lift fuhr ich hinunter in unsere Kantine. Das Essen schmeckte sogar, und ich war mit mir und der Welt zufrieden. Einige Stunden später sollte es nicht mehr so sein. Doch das konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht ahnen…

***

Professor Harris' Privatklinik lag in einem Park. Es gab zwar keinen

Zaun rund um das Gelände, aber ein Portier am Eingang der Klinik sorgte dafür, daß kein Unbefugter das Gelände betreten konnte.

Über Sheilas und Bills Ankunft war er vorher informiert worden. Sheila wurde von zwei Schwestern auf eine Trage gebettet und weggefahren.

»He«, rief Bill, »darf ich meine Frau wenigstens noch einmal sehen, bevor sie…«

Professor Harris hatte die letzten Worte des Reporters gehört. Mit elastischen Schritten kam er die Treppe herunter. »Aber sicher dürfen Sie, Mr. Conolly. Ich werde Ihnen gleich das Zimmer Ihrer Frau zeigen.« Er reichte Bill die Rechte. Sein Händedruck war kräftig und ließ etwas von der Energie ahnen, die in diesem Mann steckte. Der Professor trug einen blütenweißen Kittel und trotz der Hitze eine korrekt gebundene Krawatte. Sein schwarzes Haar war links gescheitelt, und sein Gesicht hatte die Urlaubsbräune, die bei einigen Menschen das ganze Jahr über nicht verschwindet und andere neidisch werden läßt.

»Die Wehen haben eingesetzt«, erklärte Bill. »Professor, Sie müssen…« Der Reporter war aufgeregt.

Harris lächelte beruhigend. »Keine Angst, Mr. Conolly, ich werde Ihre Frau gleich untersuchen. Wenn Sie mir bitte folgen wollen.«

»Natürlich.«

Sie betraten das klimatisierte Gebäude. Die Halle war hell und freundlich. Ein weißer Anstrich, pastellfarbene Bilder, eine lindgrüne Sitzgarnitur auf dem Terrazzoboden und viel Glas. Die Patienten genossen einen Blick in den herrlichen Park.

»Hier läßt es sich aushalten«, meinte Bill.

Der Professor lachte. »Ja, der Meinung sind alle unsere Patienten.« Sie gingen auf einen der drei Fahrstühle zu. Der Professor öffnete die Tür.

In der ersten Etage stiegen sie aus. Eine zweiflügelige Glastür schirmte diesen Verwaltungstrakt von der Krankenstation ab.

In einem kleinen Anbau mußte Bill auf Professor Harris warten, der Sheila untersuchte.

Zwanzig Minuten später war er wieder da. Auf seinem Gesicht lag ein strahlendes Lächeln.

»Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Frau, Mr. Conolly.«

»Wieso?«

»Sie ist physisch völlig in Ordnung. Soweit ich es beurteilen kann, wird es bei der Geburt sicher keinerlei Komplikationen geben.«

Bill fiel ein Stein vom Herzen. »Da bin ich beruhigt«, sagte er aufatmend.

»Jetzt können sie mit Ihrer Frau ein paar Worte wechseln.« Sie gingen zu Sheilas Einbettzimmer.

Es war geräumig. Sitzecke und Einbauschränke bestanden aus warmem Kirschbaumholz. Radio, Fernsehgerät, Telefon, Dusche und Bad waren vorhanden. Zusätzlich hatte man im Bad noch eine Sitzwanne in den Boden gelassen.

Bill setzte sich auf die Bettkante. Auch von hier aus hatte er durch das große Fenster einen herrlichen Blick in den Park hinaus. Der Reporter faßte nach Sheilas Hand.

»Der Professor sagt, es ist alles in Ordnung.«

»Na, siehst du.« Sheila streichelte Bills Arm. »Und dabei hast du dir Sorgen gemacht.«

»Wann wird es soweit sein?«

»Der Professor meint, einige Stunden könnte es noch dauern. Vielleicht in der Nacht.«

»Ich bleibe am Telefon sitzen«, versprach Bill Conolly. »Wünschst du dir denn immer noch einen Jungen?« wollte Sheila wissen.

»Mehr denn je.«

»Es wird auch einer.«

»Woher weißt du das?« fragte Bill erstaunt.

»Ich habe es im Gefühl. Du bekommst deinen kleinen John. Und wenn du den großen John anrufst, grüß ihn bitte von mir – ja?«

»Mach ich. Ich fahre heute beim Yard vorbei.«

Sheilas Augenbrauen zogen sich zusammen. »Bill«, sagte sie vorwurfsvoll, »du wirst doch nicht etwa…«

»Nein, nein. Ich bleibe zu Hause.«

»Dann ist es gut.«

Zehn Minuten gab ihnen Professor Harris noch. Dann mußte Bill das Krankenzimmer verlassen. In der Tür warf er noch einen Blick auf seine Frau.

Bleich lag sie in den Kissen. Bills Herz krampfte sich zusammen. Er verspürte plötzlich eine unerklärliche Angst. Er wußte nicht, weshalb. Vielleicht hing es mit dem geheimnisvollen Telefongespräch zusammen.

Leise schloß sich die Tür hinter dem Reporter. In Gedanken versunken ging er die breiten Stufen hinunter, stieg in seinen Wagen und fuhr ab.

Das Angstgefühl hatte sich nicht gelegt.

***

Ich war schon auf dem Sprung, als Bill mein Büro betrat. »Hallo, John«, sagte er.

»Da hast du aber Glück gehabt«, empfing ich ihn. »Ich wollte gerade weg.«

Bill setzte sich. »Ist es sehr dringend?«

»Nein. Es gibt Freunde, die sieht man jeden Tag, und man freut sich

darüber. Du aber hast dich in letzter Zeit ziemlich rar gemacht, alter Junge.«

»Sheila, sie ist…«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich, ich vergaß. Himmel, wie geht's ihr denn? Es muß doch bald soweit sein.«

»Ich habe Sheila eben in die Klinik gefahren.«

Ich schlug meinem Freund auf die Schulter. »Mensch, Bill, es freut mich, daß du gekommen bist, um mir das zu sagen.«

Bills Gesicht wurde ernst. »Nicht nur das wollte ich dir sagen. Eigentlich führt mich ein ganz anderer Grund zu dir.«

»Und der wäre?«

Bill erzählte von dem geheimnisvollen Telefonanruf, den er erhalten hatte. Je länger er sprach, desto nachdenklicher wurde ich.

»Ich bin ganz sicher, John, daß ich die Stimme schon einmal gehört habe.«

»Ein Verwandter vielleicht?«

Bill wiegte den Kopf und verzog zweifelnd das Gesicht. »Möglich, John.«

»Bist du denn die Reihe schon einmal durchgegangen? Ich meine Eltern, Großeltern, was weiß ich alles…«

Bill nickte hastig.

»Ja, aber herausgekommen ist dabei nichts.«

»Und von Sheilas Seite?«

»Keine Ahnung. Ich habe ihr gar nicht gesagt, wer angerufen hat. Konnte ich doch auch nicht. Ich habe gesagt, jemand von der Zeitung wollte mich sprechen.«

»Hat sie es geglaubt?«

»Nicht so ganz. Aber was sagst du dazu? War es richtig, daß ich zu dir gekommen bin, oder wollte sich vielleicht nur jemand einen Scherz mit mir erlauben?«

»Glaube ich nicht, Bill.« Ich wies auf die Akte. »Bevor du kamst, habe ich diese Protokolle hier auf dem Schreibtisch gelesen. Sie beschäftigen sich samt und sonders mit geheimnisvollen Anrufen. Drei Frauen sind belästigt worden. Sie haben die Stimmen ihrer verstorbenen Verwandten erkannt. Da steckt mehr hinter, als wir bisher annehmen. Ich lese dir die Namen einmal vor: Ellen Wayne, Liz Manner und Martha Ilford. Kennst du diese Frauen?«

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Denk genau nach.«

»Wirklich nicht, John.«

»Okay.« Ich legte die Mappe wieder zur Seite und stützte das Kinn in beide Handflächen. »Nehmen wir einmal an, diese drei Frauen haben tatsächlich mit ihren verstorbenen Verwandten gesprochen. Die Frage ist nun: Gab es zwischen den dreien eine Verbindung, oder sind sie

nur willkürlich ausgesucht worden? Immer noch unterstellt, daß diese Anrufe kein Scherz waren.«

»Nein, daran glaube ich nicht, John. Bei mir hat der Mann von einem Seelenhändler gesprochen. Wir sollen den Seelenhändler suchen. Was ist das für ein Typ? Was hat es mit dem auf sich? Ist es ein Dämon? Ein Geist? Ein Mensch? Hast du jemals von ihm etwas gehört?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Aber es muß ihn geben.«

Ich malte Kringel auf ein Stück Papier. »Ja, Bill, es muß ihn geben. Und es ist die einzige Spur, die ich habe. Ich werde die Frauen aufsuchen und mich nach diesem Seelenhändler erkundigen. Vielleicht finde ich bei ihnen einen Anhaltspunkt.«

Bill zeigte ein zerknirschtes Gesicht. »Ich wäre gerne dabei.«

»Nichts da.« Ich schüttelte demonstrativ den Kopf. »Denk an Sheila! Wenn du nicht zu Hause zu erreichen bist, bricht für sie eine Welt zusammen.«

»Ja, ich weiß.«

Ich schlüpfte in ein leichtes Sommerjackett. Bill war schon an der Tür. »Auf jeden Fall halte ich dich auf dem laufenden«, versprach ich ihm.

Bill nickte. »Das ist nett von dir, John.« Unerwartet legte er mir seine Hand auf die Schulter. »Dir kann ich es ja sagen, John. Ich habe Angst um Sheila.«

»Wieso?«

»Dieser Anruf kam nicht von ungefähr. Ich glaube, es wird noch etwas Schreckliches passieren.«

***

Ellen Wayne wohnte in Southwark, nicht weit von der Themse entfernt. Es war keine Renommiergegend. Die Menschen, die hier wohnten, mußten für ihr tägliches Brot hart arbeiten. Ich fuhr mit dem silbermetallicfarbenen Bentley die Ausfahrt zur Waterloo Bridge hoch. Dort geriet ich in einen Verkehrsstau und fuhr nur im Schrittempo über die Themse.

Ellen Wayne wohnte in einer schmalen Straße. Zum Glück fand ich in der Nähe einen bewachten Parkplatz, auf dem ich meinen Wagen abstellen konnte.

In dieser Gegend wohnt ein buntes Völkergemisch. Ich sah viele Asiaten und Schwarze. Manche Augen musterten mich feindselig.

Ich nahm das nicht zur Kenntnis und fand schließlich das Haus, in dem Ellen Wayne wohnte.

Es war ein barackenähnlicher Bau, ziemlich alt und aus ehemals roten Backsteinen errichtet. Das einzig Moderne war die Fernsehantenne auf dem flachen Dach.

Die Haustür stand offen. Der Flur dahinter lag im Zwielicht. Die Düfte, die mir entgegenströmten, waren nicht zu beschreiben. Fremdländisch rochen sie.

Ein Mann hockte im Flur auf dem Boden und rauchte einen Zigarrenstummel.

»Zu Ellen Wayne möchte ich«, sagte ich freundlich.

Er blickte mich nur stumpf an. Der Bart umrahmte fast das gesamte Gesicht.

Ein paar Münzen ließen den Mann gesprächiger werden. »Die ist nicht da.«

»Wo finde ich sie?«

Ich erhielt keine Antwort und mußte erst wieder Geld opfern, damit er den Mund aufmachte.

»Sie arbeitet im Golden Shilling«, erklärte er mir. »Das ist ein Lokal. Gleich um die Ecke.«

Ich bedankte mich. Er kicherte nur, stand auf und verschwand im diffusen Licht des Hausflurs.

Ich ging wieder zurück. Um die Ecke, hatte der Knabe gemeint. Fragt sich nur, welche. Rechts endete die Straße auf einem Platz. Was dort herumlag, fand man auch auf jeder Müllhalde.

Ich ging nach links, gelangte an eine schmale Seitengasse, in der die Häuser schiefer standen als der Turm von Pisa, und dann sah ich ein schwaches Licht.

Die Reklame vom Golden Shilling.

Von außen erweckte das Lokal keinen guten Eindruck. Wegen des schönen Wetters hatte man drei Tische hinausgestellt. Auf den Platten klebte Fliegendreck. Die Stühle hatten auch schon bessere Zeiten erlebt, und ich wunderte mich, daß sie mein Gewicht verkrafteten.

Die Tür zum Golden Shilling stand offen. Aus der Musikbox dröhnte Tom Jones' markige Stimme, und dazwischen hörte ich das Keifen einer Frau und das grölende Lachen eines Kerls. Die Menschen auf der Straße starrten mich an wie einen Marsmenschen. Ich paßte in meiner Kluft nicht in das Milieu. An den anderen beiden Tischen saß niemand. Dafür stauten sich die Gäste im Schankraum. Durch die Rauchwolken sah ich schemenhaft ihre Gestalten. Als sich nach fünfminütiger Wartezeit noch keine Bedienung sehen ließ, war ich es leid und betrat den Golden Shilling.

Ein Duft strömte mir entgegen, der so manchen Menschen auf die Bretter gehauen hätte. Eine Mischung aus schalem Bier, menschlichen Ausdünstungen und Qualm.

Das Lokal war schmal wie ein Schlauch. So schmal, daß gar keine Tische mehr aufgestellt werden konnten. Dafür war die Theke sehr lang.

Von einer Bedienung sah ich nichts. Erst als es mir gelang, einen

Blick über die Köpfe der an der Theke versammelten Gäste zu werfen, entdeckte ich die Frau.

Sie bediente zusammen mit einem Mann, der aussah wie Kojak. Nur schleppte dieser Kerl hundert Pfund mehr mit sich herum. Gesicht und Glatze glänzten schweißnaß.

Ich fixierte Ellen Wayne.

Aus dem Protokoll wußte ich, daß sie dreißig Jahre alt war. Sie wirkte aber wesentlich älter. Dabei hatte sie eine passable Figur, doch das Gesicht sah verlebt aus.

Ich hatte mich in ihr Revier gestellt. Sie sah mich und fragte nach meinem Wünschen. Ziemlich höflich sogar. Vielleicht merkte sie, daß ich mich ›verlaufen‹ hatte.

Ich zeigte ihr meinen Ausweis. Und zwar so, daß ihn die anderen nicht sehen konnten.

»Kommen Sie wegen des Anrufs?«

»Ja. Wann und wo kann ich Sie sprechen?«

»Ich habe in zehn Minuten Feierabend. Dann gehen wir zu mir. Da haben wir mehr Ruhe.«

»Okay. Bringen Sie mir eine Cola.«

Sie gab mir die Flasche. »Bei den Gläsern kann ich für nichts garantieren«, erklärte mir Ellen Wayne.

»Danke.« Ich lächelte.

Ich verdrückte mich in die Ecke und trank aus der Flasche. Zum Glück nahm niemand von mir Notiz, und genau zwölf Minuten später konnten wir das Lokal verlassen.

Ellen Wayne hatte nur ihre Schürze abgenommen. »Sie wundern sich wohl, daß ich in solch einem Bumms arbeite?« sagte sie.

»Nein. Jeder muß sein Geld verdienen.«

»Aber ich bin nicht abgerutscht«, meinte sie. »Ich laß mich von keinem der Kerle anfassen. Schon allein wegen Peter.«

»Wer ist Peter?«

»Mein achtjähriger Sohn.«

Wenig später betraten wir den Barackenbau. Durch einen engen Flur gelangten wir zu Ellen Waynes Wohnung. Die Tür war mit drei Schlössern versehen. »Hier ist eine alleinstehende Frau Freiwild«, klärte sie mich über die Sicherheitsmaßnahmen auf. Ellen Wayne ließ mich vorgehen.

Die Wohnung war überraschend sauber. Zwei geräumige Zimmer, eine freundliche Tapete an den Wänden und schon ältere, aber gepflegte Möbel.

Das erste Zimmer diente als Wohnzimmer.

»Bitte, setzen Sie sich«, sagte Ellen Wayne und schlenkerte ihre Schuhe von den Füßen. Dann ließ sie sich aufatmend in einen hochlehnigen Sessel fallen.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Ich hatte Muße, sie zu betrachten.

Sie trug ein schlichtes rotes Kleid mit einem spitzen Ausschnitt. Das schwarze Haargel glatt bis auf die Schultern. Ellen Wayne strich über ihr Gesicht. »So, Sir, was wollen Sie wissen? Die Uniformierten haben mich ausgelacht.«

»Erzählen Sie mir die Geschichte.«

»Es war kurz nach Mitternacht«, berichtete sie. »Ich hatte schon geschlafen. Sie können sich nicht vorstellen, wie fertig ich war, als ich die Stimme meines verstorbenen Mannes hörte.«

»Was hat er gesagt?«

»Daß es ihm schlecht geht, daß er sich vertan hat, und daß er es nicht noch einmal tun will.«

»Was will er nicht noch einmal tun?«

»Einen Pakt schließen.«

»Mit wem?«

Ellen Wayne drückte die Zigarette aus. »Das weiß ich nicht. Ich habe auch nicht danach gefragt. Ich war so durcheinander, daß ich daran nicht gedacht habe.«

Ich fragte sie nach dem Seelenhändler.

Ellen Wayne schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, diese Bezeichnung habe ich noch nie gehört.«

»Hat Ihr Mann zu Lebzeiten Kontakt zu Personen gehabt, die sich mit Magie oder Okkultismus beschäftigten?« wollte ich wissen.

Sie blickte mich erstaunt an. »Nicht daß ich wüßte.«

»Überlegen Sie bitte genau. Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Peter war ruhig. Mehr in sich gekehrt. Wir haben eine glückliche Ehe geführt.« Ihre Stimme wurde leiser. Die Erinnerung überwältigte sie wieder. »Er – er ist überfahren worden. Von einem Lastwagen. Fahrerflucht. Wir haben nie gehört, wer dieser Mann war. Nun ja, das ist zwei Jahre her. Ich mußte mich durchschlagen, konnte die Wohnung nicht mehr halten und habe diese miese Stelle angenommen. Wissen Sie was?« Sie hob den Kopf und sah mir ins Gesicht. »Irgendwann ist auch der letzte Rest von Ehre weg. Dann ist dem Menschen alles egal.« Sie begann zu weinen.

Ich ließ ihr Zeit. »So dürfen Sie nicht reden, Mrs. Wayne«, sagte ich dann.

Sie schluckte zweimal, hob den Kopf und entschuldigte sich. »Es tut gut, wenn man mit jemandem über seine Probleme reden kann«, erwiderte ich, »aber um noch einmal auf Ihren Mann zurückzukommen: Hatte er keinen Club, in den er ging, keine Hobbys, keine Freunde, mit denen er sich traf? Bitte, Mrs. Wayne, überlegen Sie sehr genau, es ist sehr wichtig.« Sie dachte nach, stützte den Kopf in beide Hände.

Ich sah förmlich, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. Dann nickte sie. »Da war tatsächlich etwas. Aber das ist so unbedeutend…«

»Erzählen Sie es.«

»Einmal im Monat traf sich Peter mit Freunden auf einem alten Hausboot.«

»Im Themsehafen?« fragte ich.

»Ja.«

»Kennen Sie den Namen des Schiffes?«

»Moment, er hat ihn mir gesagt.« Sie überlegte wieder. Dann wußte sie den Namen. »Dark Cloud heißt das Schiff.«

»Dunkle Wolke«, wiederholte ich. »Sie wissen nicht zufällig, wer der Eigner des Kahns ist?«

»Nein, das hat er mir nie gesagt. Ich habe auch gar nicht danach gefragt.«

Ich kam wieder auf die Telefonate zurück. »Haben sich die Telefonate wiederholt?«

»Nein, bis jetzt nicht.«

»Und eine Botschaft hat Ihnen Ihr verstorbener Mann auch nicht hinterlassen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sagen Sie mir eins, Sir, glauben Sie daran, daß es wirklich mein verstorbener Mann war, der mich angerufen hat?« In ihrer Stimme schwang ein ängstliches Zittern mit.

»Ja, Mrs. Wayne.«

»Wie ist das möglich?«

Ich hob die Schultern. »Eine Erklärung kann ich Ihnen auch nicht geben. Wenigstens jetzt noch nicht.«

»Er – er hat noch etwas gesagt«, flüsterte sie.

»So?«

»Er sagte, er – er will mich besuchen. Ich soll auf ihn warten.«

»Und wann will er Sie besuchen?«

Ellen Wayne zögerte mit der Antwort. Schließlich sagte sie kaum hörbar: »Heute.«

***

Sheila Conolly hatte selten freundlicheres Personal kennengelernt als in dieser Privatklinik. Die Schwestern taten alles für sie. Vor allen Dingen bei der kleinen Koreanerin Clou hatte die blonde Sheila einen Stein im Brett.

»Haben Sie noch einen Wunsch, Mrs. Sheila?« wurde sie immer wieder gefragt. »Möchten Sie etwas zu lesen haben oder was trinken?«

»Nein, danke, wirklich nicht.«

Die Schwester zupfte das Bett zurecht. Sie hatte ein Puppengesicht mit Mandelaugen und ein ewiges Lächeln auf den vollen Lippen.

»Wenn Sie etwas möchten, Mrs. Sheila, nur klingeln. Wir sind immer

für Sie da.«

»Ich danke Ihnen, Schwester.«

Die Koreanerin winkte noch mit einem letzten Lächeln und schloß dann sacht die Tür.

Sheila lag auf dem Rücken. Die Wehen hatten noch nicht wieder eingesetzt. Ich hätte doch noch zu Hause bleiben sollen, dachte sie. Das Abendessen hatte sie hinter sich. Eine leichte, gut verdauliche Kost, mit zahlreichen Vitaminen angereichert.

Die Sonne wanderte bereits in Richtung Westen, um sich von der Dunkelheit ablösen zu lassen. Aber noch fielen die tiefstehenden Strahlen durch das Fenster und übergossen den Teppichboden des Zimmers mit ihrem hellen Schein. Sheila wollte nicht, daß die Jalousien heruntergelassen wurden. Die Natur zu beobachten, das tat ihr gut.

Ein kleiner Vogel hockte auf der Fensterbank, lugte durch die Scheibe und flatterte davon.

Das Telefon summte. Sheila brauchte nur die Hand auszustrecken, um den Hörer zu erreichen.

Bill, ihr Mann, war am Apparat.

»Wie geht es dir, Darling?« fragte er.

»Ach, Bill.« Sheila lachte leise. »Gut geht es mir. Wirklich gut. Ich vermisse nur eines. Dich.«

Bill räusperte sich. Er sagte seiner Frau Dinge, die er ihr lange Zeit nicht mitgeteilt hatte. Und Sheila freute sich. Sie wurde sogar rot.

Dann wurde das Gespräch wieder sachlicher. »Hast du John Bescheid gesagt?« fragte Sheila.

»Ja, er läßt dich übrigens grüßen und wünscht dir alles, alles Gute.«

»Grüß ihn zurück.«

»Und es geht dir wirklich gut?«

»Wieso, Bill? Ist etwas? Es geht mir prächtig, und das sagt auch Professor Harris. Du hast doch etwas, Bill.«

»Nein, nein, ich bin nur besorgt um dich.«

»Dann ist es gut.«

Mit dem Versprechen, bald wieder anzurufen, beendete Bill Conolly das Gespräch.

Sheila ließ den Hörer auf den Apparat sinken. Sie fühlte sich plötzlich müde, und ohne daß sie es eigentlich wollte, fielen ihr die Augen zu.

Schon bald verrieten ruhige Atemzüge, daß Sheila Conolly schlief.

Irgendwann schreckte sie hoch. Lange konnte sie nicht geschlafen haben, denn im Zimmer war es noch hell.

Aber was hatte sie geweckt?

Ja, das Telefon.

Sheilas Mund verzog sich zu einem Lächeln.

»Der gute Bill«, flüsterte sie. »Er kann es nicht lassen.«
»Hallo«, meldete sie sich.
Rauschen in der Leitung. Dann eine Stimme. Sehr weit entfernt. »Sheila?«
Die junge Frau schluckte. »Ja?«
»Kennst du mich nicht mehr, Sheila?«
Plötzlich schlug Sheilas Herz rasend schnell. Ihre Augen weiteten sich in Panik.
»Sheila, Liebling so höre doch…«
»Nein«, krächzte Sheila Conolly. »Nein…«
Dann wieder die Stimme. »Bitte, hör mich an…«
Der Hörer entglitt Sheilas Hand. Aus ihrem Mund drang ein Schrei, formte sich zu einem Wort.
»Vater!«

***

Plötzlich wurde die Wohnungstür aufgerissen. Ich wirbelte auf dem Sessel herum, wollte schon hochspringen, doch ich ließ mich wieder zurücksinken.
Ein Junge betrat das Zimmer.
»Hallo, Mum«, sagte er. Mich blickte er mißtrauisch an.
Der Junge hatte ebenso schwarzes Haar wie seine Mutter. Er trug Jeans, ein fleckiges T-Shirt und hielt in der rechten Hand einen Ball, den er jetzt in die Ecke kickte.
»Das ist Peter, mein Sohn«, stellte Ellen Wayne vor.
»Hallo, Peter«, sagte ich und reichte ihm die Hand.
Der Junge drehte sich zu mir um. Er zögerte, mich zu begrüßen. Dafür starrte er mich an. Aber wie.
In seinen Augen sah ich einen merkwürdigen metallischen Glanz. Sie waren tückisch verengt, und in mir klingelte sofort eine Alarmglocke. Ich kannte diesen Blick. Nicht zum erstenmal wurde ich so angesehen. Aber immer von Menschen, die vom Dämon besessen waren.
Ich war also gewarnt.
»Magst du mich nicht leiden?« erkundigte ich mich mit neutraler Stimme. »Oder warum gibst du mir nicht die Hand?«
Peter wandte sich an seine Mutter. »Er soll gehen!« stieß er haßerfüllt hervor.
Ellen Wayne sprang auf und faßte ihren Sohn an der Schulter. »Was ist denn in dich gefahren, Peter? So kenne ich dich gar nicht.«
Sie hob die Hand, um ihren Sohn zu schlagen. Ich sprang rasch dazwischen und fing die Hand am Gelenk ab. »Nicht, lassen Sie, Mrs. Wayne.«
Peter riß sich los. Nach wie vor sah er uns böse und haßerfüllt an. »Dieser Mann soll gehen!« knurrte er tief in der Kehle. »Ich will ihn

nicht mehr sehen.«

Ellen Wayne war blaß geworden. »Ich verstehe das nicht«, flüsterte sie. »So ist Peter doch sonst nicht.« Dann schrie sie: »Willst du wohl vernünftig sein?«

Der Achtjährige lachte nur.

Und dann sprang er mich an. Weiß der Teufel, was in ihn gefahren war. Er hechtete förmlich auf mich zu, wollte schlagen, treten und beißen.

Ich hatte ein Kind vor mir und hütete mich, so zu reagieren wie bei einem Erwachsenen. Es gelang mir, seine Handgelenke abzufangen.

Er trat aus, traf zweimal meine Schienbeine. Ich verbiß den Schmerz und drückte den Jungen in den Sessel.

Er schlug nach mir, wollte mich kratzen und versuchte auch zu beißen. Mit einer Hand hielt ich ihn fest, mit der anderen öffnete ich mein Hemd und präsentierte ihm das Silberkreuz, das vor meiner Brust hing.

Im selben Augenblick erlahmte sein Widerstand. Der Junge sackte im Sessel zusammen, sein Blick heftete sich auf das Kreuz.

Er begann am ganzen Körper zu zittern.

Leichenblaß wurde sein Gesicht, und ein Wehlaut entrang sich seinen Lippen.

»Peter!« Ellen Wayne lief vor und wollte sich auf ihren Sohn stürzen. Ich riß sie zurück.

»Nicht!«

Es war gut, daß Ellen Wayne ihren Sohn nicht erreichen konnte. Denn etwas Schreckliches geschah mit ihm. Er hatte den Mund weit aufgerissen, und zwischen seinen Lippen drang ein feinsprühender Nebel hervor, der sich in der Luft verdichtete und sich zu einem Gebilde formte.

Zu einem Menschen.

Deutlich erkannte ich die Umrisse eines Mannes. Aber die Gestalt blieb durchscheinend und damit eine Geistererscheinung.

Der achtjährige Peter lag leichenblaß im Sessel. Er schien ohnmächtig zu sein. Der geisterhafte Vorgang war über seine Kräfte gegangen.

Wie spitze Eisenstäbe, so hart krallten sich Ellen Waynes Finger in meinen rechten Arm.

»Mein Mann«, schluchzte sie, »es ist mein Mann – mein Gott!«

Auch mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Ich konnte meinen Blick einfach nicht von der Geistererscheinung losreißen.

Etwa handhoch schwebte sie über dem Boden, wuchs bis zur Decke und war in permanenter Bewegung. Die Arme schlenkerten, als wären sie aus Gummi, das Gesicht nahm laufend andere Formen an.

Jetzt öffnete sich der Mund.

Der Geist wollte eine Botschaft loswerden.
Das fühlte ich.
Ich hatte mich nicht getäuscht.
»Ellen, Liebste«, raunte er. »Ich – ich bin verflucht. Bin zwischen den Dimensionen gefangen. Ich kann keine Ruhe finden.«
»Warum nicht?« Ich stellte die Frage, da Ellen Wayne dazu nicht in der Lage war.
»Damals habe ich mich mit ihm verbündet. Da glaubte ich seinen Versprechungen, aber im Jenseits hat er sie nicht gehalten. Es ist so schrecklich.«
»Wer ist ER?«
»Der Seelenfänger. Er lebt mitten unter euch und hat sein Netz ausgebreitet. Er ist stark. Ihr müßt ihn stoppen. Sonst wird er viele Menschen vernichten.«
»Sag uns den Namen.«
»Harris heißt er. Er führt ein Doppelleben. Er ist unter euch, und ihr wißt es nicht. Aber er ist gefährlich, hält keine Versprechungen. Seid auf der Hut, denn er kennt keine Gnade. Wer sich an ihn verkauft, ist verloren. Traut seinen Versprechungen nicht. Traut ihm nicht. Er lockt…«
Weiter sprach die Geistererscheinung nicht. Urplötzlich fegte ein Windstoß durch das Zimmer, packte die Spukgestalt, wirbelte sie hin und her und löste sie auf. Nur noch ein letztes Wort war zu hören. »Warnen…«
Sekundenlang blieb es still.
Dann vernahm ich neben mir einen gequälten Seufzer. Ich drehte mich um und konnte die ohnmächtige Ellen Wayne gerade noch auffangen, bevor sie zu Boden fiel.
Peter aber sprang aus seinem Sessel.
»Mummy!« rief er und stürzte auf seine Mutter zu. Über sein Gesicht rannen Tränen.
Der Junge war wieder völlig normal.

***

»Sheila! Sheila! Warum gibst du keine Antwort? Warum hörst du denn nicht? Melde dich doch!«
Schwach klang die Stimme aus dem Hörer. Er lag auf der Bettdecke. Sheila hatte ihre linke Hand darum gekrallt, die Augen jedoch waren weit aufgerissen. Ihr Blick schweifte in eine unendliche Ferne. Die Gedanken wanderten zurück in die Vergangenheit, und vor ihrem geistigen Auge formte sich ein Bild.
Sir Gerald Hopkins, so lautete der Name ihres Vaters. Er war einer der mächtigsten Industriekapitäne Englands. War Herr über mehrere chemische Werke und besaß Beteiligungen an zahlreichen anderen

Firmen.
Und er hatte eine Tochter namens Sheila.
Dann schlug das Schicksal grausam und unerbittlich zu. Dämonische Kräfte griffen in das Spiel ein. Gerald Hopkins und Sheila konnten sich nicht wehren. Hopkins starb. Er erwachte wieder in seinem Sarg. Er war zu einer lebenden Leiche geworden, und er hatte morden wollen.
Sheila wäre verloren gewesen, wenn damals nicht zwei mutige Männer rettend eingegriffen hätten.
John Sinclair und Bill Conolly!
Sinclair gelang es, den Dämon namens Sakuro zu vernichten, doch Gerald Hopkins konnte nicht mehr gerettet werden. Er starb endgültig.
Bei Sheila und Bill war es Liebe auf den ersten Blick. Sie verlobten sich und heirateten wenig später.
Und jetzt meldete sich Sheilas Vater. Oder war es nur ein Scharlatan? Ein Mensch, der Sheila Conolly einen Schrecken einjagen wollte?
Wieder drang der Ruf aus dem Hörer.
Sheilas Geist kehrte von dem Ausflug in die Vergangenheit zurück. Langsam hob sie den Hörer.
»Ja?«
»Ich bin es, dein Vater, Sheila.« Die Stimme klang ängstlich und drängend zugleich.
»Was willst du?« fragte Sheila tonlos. Sie hatte in diesen Augenblicken abgeschaltet, hatte ihre Gefühle zurückgesteckt, und nur ihr Gehirn arbeitete.
»Ich will dich warnen, Sheila. Ich liebe dich doch. Jemand will dir Böses. Du mußt weg aus der Klinik.«
»Ja, Vater.«
»Versprichst du mir das?«
Jetzt nickte Sheila. »Warum hast du mich nicht schon vorher angerufen?« wollte sie wissen.
»Habe ich doch. Bill war am Apparat.«
»Er hat mir nichts gesagt.«
»Bestimmt wollte er dich nicht aufregen.«
»Das wird es wohl sein.« Sheila sprach wie ein Roboter. Sie gab die Antworten automatisch. Ihre Lippen bewegten sich kaum beim Sprechen.
»Ich kann jetzt nicht mehr reden, Sheila. Ich wünsche dir alles, alles Gute, mein Kind…«
Dann war die Stimme weg.
Ein schwerer Seufzer drang über Sheila Conollys Lippen. Sie blinzelte, starrte auf den Hörer, den sie jetzt wieder hatte sinken lassen, und überlegte. Dieser Anruf, hatte er tatsächlich stattgefunden, oder war es nur ein böser Traum?
Ihr Vater wollte sie warnen. Vor einer Gefahr. Hier in der Klinik

drohte ihr Gefahr.

Sheila überlegte weiter. Ihr gesamtes Fühlen und Streben war nur darauf ausgerichtet, daß dem Kind nichts passierte. Alles andere war ihr egal.

Das Kind mußte sicher zur Welt kommen.

Und Sheila Conolly entwickelte einen Plan.

Sie ahnte jedoch nicht, daß ihre Gegner auch nicht untätig waren…

***

Der Schlag war im Ansatz kaum zu erkennen. Er hätte dem dunkelhäutigen Kämpfer das Gesicht zerschmettert, doch Suko stoppte den Angriff im rechten Moment.

Der Trainer der Sparringspartner blies auf der Trillerpfeife. Die Gegner trennten sich und drückten sich die Hände. Dann lösten sie den Kopfschutz und nahmen den Mundschutz heraus. Beide Kämpfer waren in Schweiß gebadet. Suko warf sich einen Bademantel über, damit er sich keine Erkältung holte.

Er sprang aus dem Ringviereck und ging in Richtung der Duschen.

Um ihn herum wurde gekämpft und Konditionstraining betrieben. Ein weißblonder Hüne bearbeitete einen Sandsack mit solcher Konzentration, daß er für die Umgebung keine Augen mehr hatte. Ein anderer wiederum sprang Seil. Ununterbrochen. Als würde er dafür bezahlt.

Suko trainierte hart, aber für diesen Fanatismus hatte er nichts übrig als ein Kopfschütteln. Diese Typen konzentrierten sich nur auf ein Ziel. Alles andere ließen sie verkümmern.

Ein faltengesichtiger Landsmann stellte sich Suko in den Weg. Der Chinese war schon älter, bestimmt an die siebzig Jahre. Er hatte einen Narren an Suko gefressen und war hier im Trainingscamp als Mädchen für alles angestellt.

»Gut warst du heute, mein Junge, gut. Du mußt nur noch mehr Wucht, hinter die Konterschläge legen, dann ist alles klar. Da kann dich so leicht keiner mehr schlagen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Weißt du, den Ehrgeiz habe ich nicht.«

»Schade.« Die Augen des alten Mannes verdunkelten sich. »Warum denn? Du bist jung, dir steht die Welt offen.«

Sukos Hand lag schon auf der Türklinke. »Du sagst es, mir steht die Welt offen. Aber nicht, wenn ich mich so herumprügele. Mach’s gut.«

Suko zog die Tür auf und verschwand im dahinterliegenden Gang. Fast wäre er gegen einen blonden Mann geprallt.

Der Mann war ich.

Suko stutzte, blieb stehen und verdrehte in komischer Verzweiflung die Augen.

Ich drückte mich von der Wand ab. »Pack deine Siebensachen und

komm mit. Ich warte draußen auf dich.«

Suko blieb stehen. »Was ist los?«

»Erzähl ich dir später. Beeil dich.«

Ich ging zum Ausgang, während sich Suko achselzuckend den Duschräumen zuwandte.

Draußen knallte eine heiße Junisonne vom Himmel. Ein paar weiße Wolken störten das Blau des Himmels. Der Wind wehte aus Südwest und brachte noch mehr Wärme mit.

Meinen Bentley hatte ich im Schatten der Parkplatzmauer abgestellt. Die Türen standen offen, damit wenigstens der Durchzug etwas Kühlung brachte.

Ich setzte mich auf den Fahrersitz, ließ die Beine nach draußen baumeln und rauchte eine Zigarette. Dabei dachte ich über den Fall nach. Er sah wieder ziemlich kompliziert aus. Verstorbene hatten sich gemeldet. Nach ihren Worten mußten sie im Jenseits leiden. Ich konnte mir gut vorstellen, daß sie in einem Zwischenreich existierten, in einer Parallelwelt. Es gibt mehr als eine dieser Welten, das ist mir inzwischen hinreichend bekannt. Schließlich leben meine beiden großen Gegner, der Schwarze Tod und Myxin, der Magier, in diesen Dimensionen.

Aber wer war der Seelenhändler, von dem die Verstorbenen gesprochen hatten? Ein Mann namens Harris! Diesen Namen gab es in London mehr als tausendmal. Es würde schwierig sein, die betreffende Person herauszufinden.

Ich hatte mich mit dem Hafenamt in Verbindung gesetzt. Das Schiff Dark Cloud gehörte diesem Harris. Mehr war jedoch nicht zu erfahren. Die Adresse des Typs fand ich ebenfalls nicht heraus.

Zusammen mit Suko wollte ich den Kahn aufsuchen, weil jetzt keine unmittelbare Gefahr für Liz Manner und Martha Ilford bestand. Die Geister hatten sie nur warnen wollen.

Suko verließ das flache Trainingsgebäude. Er trug eine Sporttasche und wirkte wie ein Ringer.

Mein Partner war ein breitschultriger Kerl. Er hatte nur wenige Haare auf dem Kopf, die jedoch sorgfältig gekämmt waren. Bestimmt sehnten sich viele Schwerathleten nach Sukos muskulösem Körper. Wo Suko hinschlug, da wuchs bekanntlich kein Gras mehr. Als Freund konnte man sich auf ihn hundertprozentig verlassen, als Feind hätte ich ihn nicht haben mögen.

Suko nahm auf dem Beifahrersitz Platz, und ich informierte ihn stichwortartig.

»Scheint ja wieder etwas auf uns zuzukommen«, kommentierte er. »Und du weißt, wo der Kahn liegt?«

»Ja.«

»Worauf warten wir dann noch? Vielleicht treffen wir diesen Harris

auf dem Schiff.«

Ich schlug die Tür zu, startete.

Wir wühlten uns durch den Londoner Nachmittagsverkehr. Über die Lambeth Bridge fuhren wir auf die richtige Seite und hielten uns nördlich. Schon bald lagen die Hafenanlagen vor uns. Es herrschte noch Hochbetrieb auf den Piers. Ladekräne quietschten. Die riesigen stählernen Arme hoben tonnenschwere Lasten hoch, schwenkten sie, als wären es Pappschachteln. Es herrschte reger Lastwagenbetrieb. Die Trucks brachten die importierten Waren ins Landesinnere.

Die Dark Cloud lag nicht im Yachthafen, sondern in einem Seitenarm der Themse.

Ich lenkte den schweren Bentley durch ein Gewirr von engen Straßen und Gassen. Vorbei an langen und hohen Lagerhäusern, über die Schienen der Hafenbahnen und unter Stahlbrücken her, auf denen Transportbänder liefen.

Die einzelnen Piers stachen als lange, dicke Finger in den Fluß. Wir ließen sie hinter uns und näherten uns langsam den zahlreichen toten Seitenarmen der Themse.

Sie waren nie lang, höchstens dreihundert Yards. Dort schaukelten Hausboote und ausgemusterte Kähne auf den Wellen. Man fühlte sich manchmal nach Amsterdam versetzt.

Mit dem Wagen konnten wir nicht bis direkt an das Ufer fahren. Ich mußte ihn vorher abstellen. In dieser Gegend war es vernünftig, die Alarmanlage einzuschalten. Zuviel lichtscheues Gesindel trieb sich herum.

Ich fand einen günstigen Parkplatz, der nicht weit vom Ufer entfernt lag. Eine holprige Stichstraße führte dorthin.

Das Pflaster war zum Teil aufgerissen. Die Steine lagen verstreut herum. Die Menschen, die uns begegneten, waren entweder Lebenskünstler oder vegetierten an der Grenze zum Existenzminimum. Vor allen Dingen fielen die jungen Leute auf. Sie hockten an den Mauervorsprüngen. Die Sonnenstrahlen schienen auf ihre nackten Oberkörper. Hier kümmerte sich niemand darum, ob die Girls oben ohne in der Sonne lagen.

Der Wind trug uns den Geruch von brackigem Wasser entgegen. Ein paar Möwen segelten lustlos durch die Luft. Träge ließen sie sich dann auf den eisernen Pollern nieder.

Wir blieben stehen.

Vor uns lag ein freier Platz. Er war nicht groß, und da die Sonne stark brannte, fast leer. Nur ein alter Mini rostete still vor sich hin. Die Reifen waren abmontiert.

Der Seitenarm wurde von einem mit grüner Patina überzogenen Eisengeländer abgetrennt. Hinter dem Geländer lagen die Schiffe.

Es waren interessante Kähne.

Meist abgewrackte Container, die nur noch vom Rost zusammengehalten wurden und nun als Hausboote dienten. Vor uns lag einer dieser Container. Das Ruderhaus war frisch gestrichen. Es glänzte himmelblau. Am Heck des Bootes hatte man Weizen gepflanzt.

Sachen gab's…

Die Dark Cloud sahen wir nicht, wußten aber, daß sie hier irgendwo liegen sollte.

Als wir uns näher an das ›Getreideschiff‹ heranwagten, sprang hinter einem rostigen Ölfaß ein Köter hervor, dem man den Bastard schon auf eine Meile Entfernung ansah. Sein Fell war struppig und bildete wahrscheinlich eine Wohngemeinschaft für Läuse. Der Köter wetzte quer über den Kahn und blieb kläffend vor uns stehen.

Sein Gebell riß den jetzigen Besitzer des Schiffes aus süßen Träumen. Verschlafen tauchte er aus einer Ladeluke auf. Er trug nur einen Poncho und einen Sombrero auf dem Kopf. Seine nackten Beine schauten wie zwei zu lang geratene Streichhölzer unter dem Poncho hervor. Das Gesicht lag im Schatten des Hutes.

»He, Meister!« rief ich. »Wir suchen die Dark Cloud. Können Sie uns sagen, wo wir sie finden?«

»Dann sucht mal weiter«, gab er grunzend zur Antwort. Ich wedelte mit einem kleinen Geldschein. Jetzt schob der Bursche seinen Sombrero zurück und trat näher.

»Sollen wir noch immer weitersuchen?«

Er grinste. »Nicht nötig. Geht da entlang.« Er deutete nach rechts. »Von hier aus gesehen das achte Schiff.«

Die Note wechselte den Besitzer. Der Knabe lachte. »Aber vorher macht euer Testament«, riet er uns.

»Weshalb?«

»Auf dem Kahn spukt's.«

»Keine Bange«, sagte Suko. »Mein Vater war der Klabautermann.«

Wir gingen weiter. Vorbei an verrotteten, abgewrackten Kähnen, die doch noch ihre Liebhaber gefunden hatten. Auf den Decks lagen Männchen und Weibchen in der Sonne. Sie kümmerten sich weder um Gott noch um die Welt.

»So gut müßte man es auch mal haben«, meinte Suko. »Kannst du doch.«

»Und was machst du ohne mich?«

»Mir ginge es gut. Ich brauchte wenigstens nicht auf dich achtzugeben.«

Suko lachte. »Ist wohl eher umgekehrt.«

Lautlos zählte ich die Schiffe mit. Dann standen wir vor der Dark Cloud.

Der Name war nicht übertrieben. Das Schiff hatte einen schwarzen Anstrich, auf dem jetzt allerdings der Dreck der Jahre mehr als

fingerdick lag. Kein Lebewesen regte sich auf dem Kahn. Die Sonne brannte ungehindert auf die Planken und heizte sie auf. Zwischen dem nächsten Schiff und der Dark Cloud befand sich ein ziemlich großer Zwischenraum. Wir blieben stehen.

»Sieht nicht gerade einladend aus, der Kahn«, meinte Suko. Ich hob die Schultern und blickte nach links. Dort rauschte die Themse vorbei. Die Wellen zeigten gleißende, glitzernde Schaumkronen. Schlepper zogen vollbeladene Containerschiffe durch die Fluten. Tief lagen die Kähne im Wasser. Im Gegensatz zur Dark Cloud. Da rührte sich nichts auf dem flachen Deck. Es gab nicht mal Aufbauten. Nur eben die glatten Decksplanken.

Suko nickte mir zu. »Dann wollen wir mal«, sagte er und flankte über das Eisengeländer.

Ein weiterer Schritt brachte ihn auf das tiefer als die Kaimauer liegende Deck.

Ich folgte meinem Partner.

Es war, als hätten wir eine andere Welt betreten, obwohl um uns herum reges Leben herrschte, glaubten wir, auf einer Insel gelandet zu sein. Die Luft war plötzlich nicht mehr die gleiche, sie schmeckte anders. Ich blickte zum gegenüberliegenden Ufer, sah die Pärchen auf den Bänken sitzen, entdeckte die Vögel in den Bäumen, hörte Stimmen und Verkehrsgeräusche. Es lief alles normal.

Und doch war da dieses ungute Gefühl, die Angst, in eine Falle geraten zu sein.

»Hier stimmt etwas nicht«, stellte ich fest.

Suko nickte. »Dann hast du es auch bemerkt.«

Ich gab keine Antwort, sondern schritt über das Deck dem Bug des Schiffes zu. Auf dem gemauerten Kai fuhren zwei Jungen vorbei. Sie hockten auf ihren Rädern und starrten zur Dark Cloud herüber. Eigentlich hätten sie mich sehen müssen.

Ihre Blicke glitten an mir vorbei, als wäre ich nicht vorhanden.

Ich rief.

Keine Reaktion. Die Jungen fuhren weiter.

Automatisch fuhr ich mit der Hand über die Augen.

Langsam wurde es mir doch unheimlich zumute. Dieses Schiff lag inmitten der normalen Welt, doch waren Menschen darauf unsichtbar. Welches Rätsel umgab diesen Kahn?

Ich drehte mich um. Vielleicht wußte mein chinesischer Freund und Partner einen Rat.

Noch in der Drehung stockte ich.

Suko war verschwunden.

***

Normalerweise rauchte Bill Conolly nicht viel, aber in der Wartezeit

wurde er zum Kettenraucher. Er fraß die Zigaretten förmlich und wanderte in seinem Haus umher wie ein gereizter Stier.

Dieser Anruf hatte ihn völlig verwirrt. Es war ein Hilferuf aus dem Jenseits, soviel stand für Bill Conolly fest. Und der Anrufer hatte den Namen seiner Frau erwähnt.

Drohte Sheila vielleicht Gefahr? Ausgerechnet jetzt, da sie jeden Augenblick ihre Niederkunft haben konnte?

Bill zog scharf die Luft durch beide Nasenlöcher. »Ich werde noch verrückt!« keuchte er. »Das hält ja kein Mensch aus.« Er schnappte das Telefon und wählte Scotland Yard an. Er wollte mich sprechen, bekam aber nur Glenda Perkins an den Apparat.

»Hat John gesagt, wann er zurückkommt?« wollte Bill wissen.

»Nein, Mr. Conolly.«

»Und eine Nachricht hat er auch nicht hinterlassen?«

»Tut mir leid.«

»Schon gut, Miss Perkins. Danke.« Bill legte den Hörer wieder auf. Abermals begann das Nervenspiel. Erüberlegte, ob er seine Frau anrufen sollte. Aber Sheila schien bemerkt zu haben, daß mit ihm einiges nicht stimmte. Jetzt noch ein Anruf, und sie würde Fragen stellen. Unangenehme Fragen, denen Bill nur schlecht ausweichen konnte. Sheila merkte genau, wenn er log.

Bill Conolly leerte auch die dritte Flasche Orangensaft. Er schwitzte.

Zum zweitenmal an diesem Tag ging er unter die Dusche. Hier ließ er sich die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit noch einmal durch den Kopf gehen. Gut, John Sinclair war alarmiert worden. Aber John konnte nicht überall sein. Bill spürte, daß seiner über alles geliebten Frau Gefahr drohte. Er mußte sie schützen!

Der Reporter drehte die Dusche ab und rieb sich hastig trocken. Dann schlüpfte er in seine Kleidung. Zum Schluß zog er seine Nachttischlade auf.

Das brünierte Metall einer Luger schimmerte ihm entgegen. Die Waffe war geladen. Bill checkte sie durch, bevor er sie einsteckte.

Dann verließ er das Haus.

Der Porsche stand in der Garage. Diesmal fuhr Bill Conolly nicht so behäbig in Richtung Tor. Er hatte es eilig und drehte auf. Die breiten Reifen schleuderten den Kies nach allen Seiten. Bill hatte die Seitenscheibe heruntergekurbelt. Der Fahrtwind schnitt in den Wagen. Er fuhr durch Bills Haarschopf, zerzauste die Frisur.

In Bills Gesicht konnte man ablesen, welche Gedanken den Reporter quälten. Frohe waren es nicht.

Bill war die Strecke zur Klinik schon mehrere Male gefahren. Das kam ihm jetzt zugute. Er mied die Hauptstraßen und näherte sich der Klinik auf Schleichwegen.

Bill wußte auch, wo er seinen Wagen abstellen konnte, so daß er

vom Sanatorium aus nicht gesehen werden konnte. Neben dem Spazierweg befanden sich ein paar Parktaschen. Ein grüner Austin stand dort. Die vierköpfige Familie, die aus dem Wagen stieg, verschwand im nahen Wald.

Bill Conolly schlug sich ebenfalls in die Büsche. Schon bald stand er vor dem Schild, das auf die Klinik hinwies. Er sah die Front des Gebäudes durch die Baumkronen.

Der Reporter umging das Gelände. Er wollte nicht unbedingt einem Bekannten in die Finger laufen. Und beileibe nicht dem Professor persönlich.

Ungesehen erreichte Bill die Rückfront. Eine Anfahrt führte zu einer breiten Tür, durch die auch ein Krankenwagen paßte. Im toten Winkel des Gebäudes standen die Wagen der Ärzte und Krankenschwestern.

Bills Blicke tasteten die nähere Umgebung ab. Er suchte einen Platz, von dem aus er das Haus ungestört beobachten konnte. Dann fiel ihm ein, daß es besser war, Sheilas Zimmer im Auge zu behalten. Aber das lag nach vorn hinaus.

Der Reporter schlich den Weg wieder zurück. Er war schweißnaß. Die Luft zwischen den Bäumen hier drückte. Sie erschwerte das Atmen. Es war schwül. Die Mücken tanzten dicht über dem Boden.

Bill – nicht gerade arm an Kraft und Kondition – suchte sich einen Baum aus, auf den er klettern konnte. Er fand einen, der günstig stand und dessen Äste so tief hingen, daß er den untersten mit einem Sprung erreichen konnte.

Geschickt schwang sich Bill hoch. Er richtete vorsichtig seinen Oberkörper in die Senkrechte und griff mit der rechten Hand nach dem nächsten Ast.

Prüfend glitten seine Blicke durch das Blätterwerk. Dann sah er, was er suchte. Eine Astgabel, auf der er es sich bequem machen konnte.

Bill balancierte vor, erreichte die Gabel, stützte sich dort mit beiden Füßen ab und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Baumstamm.

Kleinere, dicht belaubte Zweige verwehrten Bill die freie Sicht auf das Sanatorium. Er riß einen Zweig ab und ließ ihn zu Boden fallen. Jetzt konnte er sogar das Fenster sehen, das zu Sheilas Zimmer gehörte.

Der Reporter war zufrieden.

Er griff in die Innentasche seiner Jacke und holte ein kleines, aber leistungsstarkes Opernglas hervor.

Greifbar nahe erschien die Front der Klinik. Bill tastete die Fenster ab, verharrte an Sheilas und schickte einen ärgerlichen Fluch auf die Reise, da sich die Sonne in der Scheibe spiegelte und ein Hindurchschauen unmöglich machte.

Dafür sah Bill etwas anderes.

Oberhalb der Dachrinne befanden sich noch kleinere, viereckige

Mansardenfenster.
Und dort blitzte es auf.
Wenn dort jemand saß und ihn entdeckte…
Der Reporter schaffte es nicht, den Gedanken fortzuführen. Er hörte keinen Knall, kein Abschußgeräusch – nichts. Dafür spürte er einen harten Schlag an der Stirn, wurde nach hinten geworfen, konnte sich nicht mehr halten, sah das Grün der Blätter in einem blutroten Nebel verschwinden, verlor das Gleichgewicht und fiel.
Als er auf den Boden prallte, hielt ihn längst Bewußtlosigkeit umfangen.

***

Ich blieb stocksteif stehen, mußte erst mit der neuen Situation zurechtkommen.
Suko hatte sich hinter mir befunden, war am Heck des Kahns stehengeblieben. Nur für wenige Augenblicke hatte ich ihm den Rücken zugewandt, und doch war er völlig lautlos verschwunden.
Hexerei? Oder steckte dahinter ein realer Grund? Eine Klappe oder eine Luke, durch die Suko gefallen war? Mir wurde es mulmig.
Ich warf einen Blick zu beiden Ufern. Normaler Betrieb, kein Anzeichen dafür, daß sich etwas anderes abspielte. Verdammt, hier wollte mich jemand zum Narren halten. Ich ging zielstrebig weiter. Die Decksplanken ächzten.
Und da stand ich vor der Öffnung.
Also doch eine natürliche Ursache. Suko war in eine Luke gefallen. Ein kleiner Stein fiel mir schon mal vom Herzen. Ich blieb am Rand der Luke stehen und starrte in die Tiefe. Finsternis.
Ich rief Sukos Namen.
Keine Antwort.
Jetzt dachte ich nach. Wahrscheinlich war Suko nicht freiwillig in den Bauch des Schiffes geklettert. Jemand hatte nachgeholfen.
Wir waren nicht allein. Wenn ich ehrlich war, bereitete mir der Gedanke daran einiges Unbehagen.
Nicht ein Laut drang zu mir hoch. Aber ich wollte es jetzt wissen, holte meine Bleistiftlampe hervor und knipste sie an. Wie eine helle, lange Nadel, so stach der Strahl durch die Dunkelheit. Ich sah Staubpartikel tanzen und entdeckte den runden Fleck genau dort, wo der Strahl den Boden traf.
Nur von Suko sah ich nichts.
Aber er konnte sich nicht in Luft aufgelöst haben. Wahrscheinlich hatte man ihn verschleppt. Um einen bärenstarken Kerl wie Suko lautlos wegzuschaffen, dazu gehörte schon was.
Mir blieb keine andere Möglichkeit, als in den Bauch des Schiffes zu klettern.

Die Bleistiftlampe klemmte ich mir zwischen die Zähne, ging in die Hocke, drehte mich um und schwang ein Bein in die Tiefe. Mit dem anderen kniete ich noch auf den Decksplanken. Da spürte ich den Griff um mein Fußgelenk.

Wie unter einem Stromstoß zuckte ich zusammen.

Mein unbekannter Feind setzte seine Kraft ein, er riß mich nach hinten.

Ich kippte. Gleichzeitig schnellten meine Arme in einer Reflexbewegung vor. Meine Hände klammerten sich an den Lukenrand fest. Verzweifelt hing ich dort und trat mit dem linken Bein aus.

Ich spürte Widerstand, hörte ein zischendes Geräusch, und dann fiel ich doch.

Aber ich war auf den Fall vorbereitet. Ich wußte, wie tief es etwa in den Bauch des Schiffes hineinging, und landete unversehrt. Ich ließ mich nach hinten fallen und rollte mich ab. Sofort war ich wieder auf den Beinen, wechselte sofort meine Position.

Mit einem Krach fiel die Luke über mir zu.

Dunkelheit und Stille umfingen mich.

Weit hielt ich den rechten Arm von meinem Körper ab. Dann knipste ich die Lampe an.

Wieder schnitt der feine weißgelbe Strahl durch die Dunkelheit. Ich bewegte den Arm kreisförmig, wollte eine möglichst große Fläche ausleuchten und sah den Lichtstrahl über eine Wand tanzen.

Von meinem unbekannten Gegner entdeckte ich nichts. »Suko?« Zischend rief ich seinen Namen.

Er antwortete nicht. Dafür brandete plötzlich ein Gelächter auf, das mir einen Schauer über den Rücken trieb. Ich duckte mich unwillkürlich und ging schnell einen Schritt zur Seite. So rasch, wie es aufgeklungen war, so abrupt endete das höllische Lachen.

Es wurde wieder still.

In der Stille hörten sich meine Schritte doppelt so laut an, als ich mich tiefer in den Schiffsrumpf hineinbewegte. Unter meinen Sohlen knirschte der Dreck. Bei jedem Geräusch verzog ich die Mundwinkel. Die Lampe knipste ich sporadisch an. Das Licht reichte, um eine Doppeltür zu erkennen.

Sie war zu.

Einen Yard davor blieb ich stehen, leuchtete die Tür an. Ich sah den weißen Totenkopf schimmern, der genau in der Mitte der Doppeltür aufgemalt war. Die beiden Türen teilten den Totenkopf in zwei Hälften.

Die Augen in dem Schädel leuchteten wie gelber Phosphor. Das Maul war weit aufgerissen. Wäre der Schädel schwarz gewesen, hätte ich in ihm ein Abbild des Schwarzen Tods vermutet. War Suko durch diese Tür verschwunden?

Ich wollte es herausfinden. Ehe ich jedoch prüfen konnte, ob sie sich öffnen ließ, schwangen die beiden Türhälften zurück. Jämmerlich ächzten sie in den Angeln, gaben den Weg frei in einen tiefen, mir unbekannten Raum. Ich zog meine Waffe. Der Raum hinter der Totenkopftür war nicht dunkel. Ein grünlichweißes Licht verbreitete gerade so viel Helligkeit, daß Konturen und Umrisse zu erkennen waren.

Ich betrat den unheimlichen Raum.

Stimmen drangen an meine Ohren. Wispernd und raunend. Sie kamen von überall her, lullten mich ein.

Drei, vier Schritte machte ich, dann blieb ich stehen. Meine Blicke fraßen sich durch das Dämmerlicht, ich wollte sehen, wer mich erwartete.

Und da stockte mir der Atem!

***

Es dauerte eine Weile, bis Sheila den Schock des Anrufs überwunden hatte. Sie hatte sich in dieser Klinik sicher gefühlt. Das Vertrauen in Professor Harris war groß, und nun diese Ernüchterung.

Eines war Sheila Conolly klar.

Diesen Coup hatten ihre Gegner seit langem vorbereitet. So etwas geschah nicht von heute auf morgen. Die andere Seite wollte ihr Unglück und das Kind!

Eine grausame Vorstellung, aber Dämonen kennen nur die Worte Haß und Vernichtung. Alles andere ist ihnen fremd. Sheila und ihr Mann waren mit John Sinclair befreundet. Dafür mußten sie nun zahlen.

Sheila hatte versucht, den Ring zu durchbrechen. Sie wollte nicht mehr, daß sie und Bill mitkämpften, doch in diesen Minuten mußte sie sich eingestehen, daß sie dies nicht geschafft hatte. Die Vergangenheit hatte sie schon zu tief hineingeritten.

Sheila spürte ihr Kind. Sie fühlte, wie es sich bewegte. Nicht mehr lange, dann war die Stunde da.

Aber welche Teufelei hatten die Dämonen vor?

Intensiv dachte Sheila an Bill und ihren Vater. Diese beiden Menschen standen ihr wirklich sehr nahe, und der Gedanke daran gab ihr wieder Kraft, Sheila würde kämpfen, sich mit allen Mitteln gegen das Schicksal stemmen.

Zaghaft klopfte jemand an die Tür.

Auf Sheilas »Herein« betrat die kleine, freundliche Koreanerin das Zimmer. Wie immer lag auf ihrem Gesicht ein bezauberndes Lächeln. Aber war das Lächeln nicht falsch? Gehörte die Asiatin nicht auch zu dieser Dämonenclique? Sheila Conolly versteifte sich, als die Koreanerin an ihr Bett trat.

»Fühlen Sie sich nicht wohl, Mrs. Conolly?« fragte Clou.
Sheila versuchte ebenfalls zu lächeln. Es fiel kläglich aus. »Doch, doch, es geht mir gut.«
Die Koreanerin zupfte die Bettdecke zurecht. »Der Professor wird bald kommen«, sagte sie, »das wollte ich Ihnen sagen.«
»Danke.«
Clou ging wieder. Leise zog sie die Tür hinter sich zu, Sheila griff sofort zum Telefon. Sie mußte Bill informieren, ihn um Rat bitten. Und wenn alle Stricke rissen, dann mußte er sie mit Johns Hilfe hier herausholen. Ja, das war wohl die beste Möglichkeit.
Sheila drückte den Hörer gegen ihr Ohr und tippte die Rufnummer auf der Tastatur.
Beim dritten Wählen fiel ihr auf, daß die Leitung tot war. Sie schlug auf die Kontakte, versuchte es wieder – keine Reaktion. Das Telefon war gestört. Und das war sicherlich kein Zufall.
Sheila wurde es heiß und kalt zugleich. Angst stieg in ihr hoch, Angst vor den unbekannten Gegnern.
Plötzlich war sie aufgeregt, nervös. Sie fühlte sich wie in einem Gefängnis, eingekesselt von Feinden.
Da wurde die Tür geöffnet. Professor Harris erschien. Drei Ärzte begleiteten ihn.
Freundliche Gesichter hatten alle aufgesetzt.
»Ihr könnt mich nicht täuschen«, flüsterte Sheila, »ihr nicht.«
Professor Harris beugte sich über sie. »Haben sie etwas gesagt, Mrs. Conolly?«
»Nein, schon gut.«
Der Professor begann mit der Untersuchung. Dabei gab er einige Fachkommentare ab, von denen Sheila Conolly kein einziges Wort verstand. Sie lag da und hatte die Augen halb geschlossen, ließ alles über sich ergehen.
»In einigen Stunden wird es wohl soweit sein, Mrs. Conolly«, sagte der Professor. »Wir werden Sie in ein anderes Zimmer legen – näher an den Kreißsaal.«
»Warum?«
Harris lächelte. »Nur zu Ihrer Sicherheit, Mrs. Conolly.« Sheila nickte. »Okay, Doc.«
»Wir sehen uns später«, sagte der Arzt und verließ mit seinem Troß das Zimmer.
Ich soll also verlegt werden, dachte Sheila. Ein wahrlich gemeiner Trick. Vielleicht hatten die anderen Angst, daß sie aus diesem Zimmer floh. Wenn das stimmte, dann mußte sie sich beeilen.
Sheila schwang die Beine aus dem Bett. Es bereitete ihr Mühe, nachdem sie so lange gelegen hatte. Sie ließ sich Zeit und überstürzte nichts. Den Koffer hatte die Koreanerin ausgepackt und die Kleidung

sorgfältig in den Wandschrank gehängt. Ihren leichten Staubmantel zog Sheila über.

Sie schlüpfte in bequeme Hausschuhe und wandte sich dann der Tür zu. Behutsam drückte sie die Klinke nach unten. Lautlos schwang die Doppeltür auf.

Sheila lugte in den Gang.

Leer lag er vor ihr. Nur die Notbeleuchtung brannte. Sie verbreitete einen trüben Schein. Von irgendwoher war das Klappern von Geschirr zu hören, sonst war es still.

Sheila riskierte es. Sie verließ das Zimmer. Den Weg, den sie gekommen war, hatte sie sich gemerkt. Sie hoffte nur, daß die Tür unten nicht abgeschlossen war.

Im letzten Augenblick nahm sie am Ende des Ganges eine Bewegung wahr. Sheila konnte gerade noch in ihr Zimmer verschwinden, ehe die beiden Personen sie entdeckten.

Sheila ließ die Tür spaltbreit offen, so daß sie auf den Gang sehen konnte.

Die Männer schoben eine Trage vor sich her. Sie näherten sich. Sheila hörte ihre Stimmen. Die beiden Pfleger unterhielten sich und lachten dabei. Die Gestalt auf der Trage war nicht völlig zugedeckt. Der Kopf lag frei.

Jetzt passierten die Pfleger Sheilas Zimmertür. Die junge Frau konnte einen Blick auf den auf der Trage liegenden Mann werfen. Sie sah das Blut an seiner rechten Kopfhälfte und hatte das Gefühl, der Boden unter ihr würde sich auftun und sie verschlingen.

Der Mann auf der Trage war – Bill!

***

Plötzlich war ich nicht mehr allein. Vor mir – dicht unter der Decke – erschienen drei Gesichter. Zuerst sah ich nur Schemen, formlose Nebelgebilde, aber dann nahmen diese Geistererscheinungen Konturen an.

Drei Gesichter.

Von Männern!

Sie schwebten vor mir wie Ballons. Ich sah die Qualen auf ihren Gesichtszügen, bemerkte die Ansätze zu Hilferufen, schaute auf die Lippen, die sich öffneten und schlossen, und hatte das Gefühl, diese Gesichter würden lautlose Schreie ausstoßen.

Waren es Angstschreie?

Ich wollte fragen, doch die Gesichter kamen mir zuvor. Im Flüsterton setzten sie sich mit mir in Verbindung.

»Weißt du, wer wir sind?« erkundigten sie sich.

Ich nickte. Ja, ich konnte mir denken, daß ich hier die Gatten der drei Frauen vor mir hatte. Wayne, Manner und Ilford, so lauteten die

Namen.

Ich sagte es ihnen.

»Du hast recht.« Ich erfuhr auch, welche Namen zu den Gesichtern paßten.

Ilford war wohl der Anführer. »Wer immer du auch bist, Fremder, wir danken dir, daß du zu uns gekommen bist. Vielleicht kannst du uns helfen.«

Ehe sie mir einen Vorschlag machen konnten, war ich an der Reihe. Schließlich brannten mir eine Menge Fragen auf der Seele, und auch Sukos Verschwinden wollte ich geklärt wissen.

»Wie ist es möglich, daß ihr in diesem Zustand dahinvegetiert?« fragte ich.

Ich erhielt zuerst ein deprimierendes Lachen zur Antwort. Ilford hatte es ausgestoßen. »Wir sind Gefangene, weil wir uns auf ihn verlassen haben.«

»Sprichst du von dem Seelenhändler?«

»Ja, so nennt er sich.«

»Ist er ein Dämon?«

Diese Frage wurde ebenfalls bejaht. »Ein sehr schlauer«, sagte Ilford. »Er hat sich dieser Welt hier angepaßt, und niemand weiß, wer sich hinter dieser Maske verbirgt.«

»Aber ihr seid doch zu ihm gegangen.«

»Da haben wir auch nur sein falsches Gesicht gesehen. Hier auf dem Schiff hauste er. Hier war sein Reich, und in diesem Verlies hat er uns in das verwandelt, was wir nun sind. Hätten wir doch nicht auf ihn gehört.« Der letzte Satz wurde qual- und vorwurfsvoll ausgestoßen.

»Erzähl mir, wie es dazu gekommen ist«, forderte ich.

»Er hat uns angesprochen. Mich in einem Pub, die anderen auf der Straße. Er hat gefragt, ob wir etwas Außergewöhnliches erleben wollten. Wir haben nicht nein gesagt, und als er uns versprach, wir würden Reichtum und Macht erlangen, da waren wir sofort Feuer und Flamme. Wir trafen uns auf diesem Schiff. Er erzählte vom Jenseits und von Welten, die in anderen Dimensionen lagen. Er berichtete so plastisch und ausführlich, daß wir zustimmten. Wie gesagt, wir sollten reich werden, doch zuvor mußten wir unsere Seelen verkaufen. Das war die einzige Bedingung. Wir haben nicht lange überlegt, sondern waren einverstanden. Seele verkaufen, wer von uns wußte schon, was wir uns damit antaten? Ich hatte zwar als Kind ein Märchen darüber gelesen, aber viel wußte ich über dieses Thema nicht zu erzählen. Oh, wir waren vom Reichtum geblendet, wir Narren – und wir stimmten zu.«

»Hat er euch Geld gegeben? Sind die Versprechen eingelöst worden?«

»Nein. Nach einer finsteren Beschwörung, deren Einzelheiten so grausam und schrecklich sind, daß ich sie gar nicht aufzählen kann,

wurden wir entlassen. Ich sehe den Seelenhändler noch lächeln, als er sich von uns verabschiedete. Seine letzten Worte klingen mir noch in den Ohren. Asmodis wird sich freuen. Wir freuten uns damals genau drei Tage. Dann starben wir, und damit begann das Verhängnis. Wir gerieten nicht ins Jenseits, sondern wurden zu Wanderern zwischen den Welten. Wir gelangten in Reiche, deren Schrecken unermeßlich sind. Und überall waren wir die Ausgestoßenen. Niemand wollte uns haben. Wir erlitten Qualen, fanden keine Ruhe und bereuten alles. Dann gerieten wir an einen weisen Mann. Er nannte sich Myxin, und er unterbreitete uns einen Vorschlag.«

Ich horchte auf. Meine Erinnerung an Myxin war geteilt.

Suko und ich hatten ihn aus einem zehntausendjährigen Schlaf erweckt, damit er mit uns zusammen gegen den Schwarzen Tod kämpfte. Doch Myxin war ein Magier, er diente schon damals in Atlantis dem Bösen, und er stellte sich nicht auf unsere Seite. Im Gegenteil, er lockte Suko und mich in die Hexenmühle, wo unser Schicksal besiegelt werden sollte. Wir entkamen, doch Myxin lauerte weiterhin auf seine Chance. Diesmal hatte er also wieder in den Kampf eingegriffen. Und zwar zugunsten der Schwächeren. Ich wurde aus dem Magier nicht schlau.

»Dann hat Myxin euch den Weg gezeigt, wie ihr euch mit der normalen Welt in Verbindung setzen könnt«, folgerte ich.

»So war es«, erwiderte Ilford. »Er sprach von dem Telefon. Wir konnten allerdings nur mit der Person in Kontakt treten, die uns im damaligen Leben am nächsten gestanden hatte. Sie mußten wir dazu bringen, einzugreifen.«

Die Gesichter der drei veränderten sich, wurden durchscheinend. Es bereitete Ilford Mühe zu sprechen. Gepreßt drangen die nächsten Worte an mein Ohr. »Etwas macht uns zu schaffen«, keuchte er. »Kräfte aus einer anderen Welt. Sie – sie sind stark, so unendlich stark. Ich weiß nicht, was sie wollen, aber wir werden zurückgerufen.«

»Noch eine Frage«, sagte ich schnell. »Was ist mit meinem Partner? Er hat vor mir den Bauch des Schiffes betreten, nein, er ist hineingezogen worden wie ich. Wer befindet sich noch auf dem Kahn? Sagt es mir, schnell.«

Die Gesichter verblaßten. »Vorsicht!« hörte ich noch die Stimme des Toten. »Gefahr von unten…«

Dann verstand ich nichts mehr. Ich sah auch keine Gesichter mehr. Allein und verlassen stand ich in diesem unheimlichen Raum.

Es war finster geworden. Kein Leuchten, kein Flimmern – nichts. Nicht einmal die Hand vor Augen konnte ich sehen. Die Schwärze war wie ein gefräßiges Tier.

Noch immer hielt ich meine Beretta umklammert. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen und bot mir gegen Dämonen der

unteren Rangstufen Schutz. Bei Dämonen höherer Klassen jedoch waren die geweihten Kugeln nicht die richtige Waffe.

Allerdings hatte ich im Laufe der letzten Zeit die Erfahrung gemacht, daß mein Kreuz, das ich vor der Brust trug, immer mehr zu einem schützenden Mantel wurde. Diesem Zeichen des absolut Guten hatten die Mächte der Finsternis oft nichts entgegenzusetzen. Es war ihnen bisher nicht gelungen, die Macht des Kreuzes zu brechen.

Ich wagte kaum zu atmen, konzentrierte mich auf jedes Geräusch. Doch um mich herum blieb es still.

Wieder griff ich zu meiner Stablampe. Ich hielt sie von meinem Körper weg und schaltete sie ein.

Der Strahl bohrte ein Loch in die Dunkelheit. Ich ließ ihn umherwandern, durchsuchte dieses Verlies in der Hoffnung, meinen Partner zu finden.

Nichts.

Ich befand mich mutterseelenallein im Bauch des Schiffes. Ich ging durch das Verlies, drei Schritte nach rechts, drei Schritte nach links, das gleiche nach vorn und…

Plötzlich spürte ich eine Wand im Rücken. Ich stutzte. Das war doch unmöglich. Die Wand hätte weiter entfernt sein müssen.

Es sei denn…

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir auf. Ich streckte meine linke Hand aus, berührte die rauhe Holzwand.

Jetzt wußte ich es genau.

Und die Erkenntnis trieb mir das Blut in den Kopf.

Die Wände in diesem Verlies bewegten sich auf mich zu. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann sie mich erdrücken würden…

***

Die Welt begann sich vor Sheilas Augen zu drehen. Die junge Frau merkte nicht, wie sie zurücktaumelte und an der Wand langsam zu Boden rutschte.

Nur eine Szene fraß sich in ihrem Gehirn fest.

Sie sah Bill, ihren Mann, auf der Trage liegen.

Ein grausames Bild. Ein Schock, den Sheila sicherlich nicht so rasch überwinden konnte. Nicht in ihrem Zustand.

Lebte Bill überhaupt noch? Sie hatte das Blut an seinem Kopf gesehen, das leichenblasse Gesicht – all dies sprach für seinen Tod.

Sheilas Entsetzen kannte keine Grenzen mehr. Sie drückte sich an der Wand hoch und taumelte zu ihrem Bett. Später wußte sie nicht einmal zu sagen, wie sie hineingefallen war. Auf dem Rücken blieb sie liegen. Ihre schönen Augen schimmerten hinter Tränen. Wie gläserne Perlen rannen sie an ihren Wangen entlang und versickerten im Kragen des Mantels. Müdigkeit überfiel Sheila Conolly. Sie wurde erst

aufgeschreckt, als das Telefon summte. Zuerst wollte sie nicht abheben, doch dann griff sie nach dem Hörer.

»Sheila!« Wieder hörte sie die Stimme ihres Vaters. Er sprach aus der Unendlichkeit zu ihr, aus dem Reich der Toten…

»Dad!« Es war ein Aufschrei, der über Sheilas Lippen drang.

»Es tut mir so leid, mein Kind. Aber ich kann dir nicht helfen. Nicht von hier aus.«

»Daddy«, flüsterte Sheila, »ich – ich – habe ihn gesehen. Bill – sein Kopf – er war blutig…« Sheila sog tief Luft ein. »Ich habe Angst, daß er – daß er…«

»Nein, mein Kind. Er ist nicht tot. Ich wüßte es. Er wäre sonst bei uns. Bill lebt!«

»Wirklich?« hauchte Sheila mit bebenden Lippen.

»Ja.«

»Aber – aber was soll ich jetzt tun? Ich bin so allein. Ich wollte anrufen, doch das Telefon…« Sheila flehte ihren Vater an: »Bitte, Dad, gib du mir einen Rat. Ich kann hier nicht länger bleiben. Ich möchte ein Kind zur Welt bringen. Ein gesundes Kind. Und niemand hilft mir. Auch John Sinclair nicht. Ich kann ihn nicht erreichen. Er ist so fern.«

»Du wirst dein Kind zur Welt bringen, Sheila«, hörte sie die Antwort. »Du mußt nur achtgeben und genau tun, was ich dir sage. Erstens kannst du nicht…«

Die Stimme verstummte. War auf einmal weg. Wie abgeschnitten.

»Dad!« rief Sheila verzweifelt. »Bitte, Dad, so melde dich doch. Sag etwas!«

Keine Reaktion. Die Leitung war und blieb tot. Nicht einmal Rauschen war zu hören.

Sheila Conolly rutschte der Hörer aus der Hand. Er fiel direkt auf den flachen, viereckigen Telefonkasten. Mit leerem Blick starrte Sheila auf das große Fenster.

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Die Dämmerung löste einen heißen Sommertag ab. Es war ein ewiger Kreislauf, und Sheila fragte sich, wie sie die Nacht überstehen sollte.

Das Klopfen an der Tür überhörte sie, und so trat die koreanische Krankenschwester, ohne eine Antwort abzuwarten, in das Zimmer. Sheila schreckte erst hoch, als Clou dicht vor ihrem Bett stand.

»Mein Gott, Sie?«

Clou lächelte. »Wer sonst, Mrs. Conolly?« Dann musterte sie Sheila erstaunt. »Sie liegen im Mantel im Bett? Wollten Sie spazierengehen?«

Jetzt mußte sich Sheila entscheiden, wie sie sich aus der Affäre ziehen wollte.

Sie blickte in das Gesicht der Krankenschwester, in dem das Lächeln festgewachsen zu sein schien. Ja, Clou hatte gute Augen. Sheila beschloß, sie ins Vertrauen zu ziehen. »Setzen Sie sich zu mir«, sagte

sie.

»Natürlich.«

Dann begann Sheila Conolly zu erzählen. Sie verschwieg nichts. Clou war die einzige, zu der sie Vertrauen hatte, und sie merkte, wie die Koreanerin immer blasser wurde, wie aber auch Verständnis in ihren Augen aufleuchtete.

»Und deshalb muß ich weg«, sagte Sheila zum Schluß.

Clou nickte nur. »Es fällt mir schwer, das zu glauben. Professor Harris ein Dämon? Er war immer so nett und zuvorkommend zu uns.«

Sheila lachte bitter. »Verstellen können sie sich gut, glauben Sie mir.« Sie faßte nach Clous Hand. »Wollen Sie mir helfen, Schwester?«

»Ja.«

Sheila fiel ein Stein vom Herzen. Sie dachte jedoch nicht nur an sich, sondern auch an Bill. »Wo können sie ihn hingebracht haben?« erkundigte sie sich. »Gibt es hier einen Keller, ein Verlies oder etwas in der Richtung?«

»Der Leichenkeller.«

Sheila schauderte.

Trotzdem fragte sie: »Können wir dort hineinkommen?«

»Nein. Ich habe keinen Schlüssel. Außerdem ist es nicht sicher, ob Ihr Mann überhaupt dort liegt. Vielleicht ist es besser, wenn wir zur Polizei gehen. Außerdem müssen Sie, Sheila, sofort in ein anderes Krankenhaus. Die Wehen können jeden Augenblick einsetzen. Sie wissen selbst, was dann passiert.«

»Ja, ich weiß«, erwiderte Sheila flüsternd.

Mit einem Tuch wischte Clou Sheila Conolly den Schweiß aus dem Gesicht. »Es wird schon alles gut werden«, sagte sie optimistisch. »Keine Angst.«

»Das sagen Sie so leicht, Clou. Erst einmal müssen wir aus dieser Klinik. Haben Sie schon einen Plan?«

»Vielleicht«, entgegnete die Koreanerin, reichte Sheila die Hand und zog sie vom Bett hoch.

***

Die verdammten Wände rückten tatsächlich näher. Und zwar von allen vier Seiten.

Ich stand genau in der Mitte. Dunkelheit, pechschwarze Finsternis. Und Angst schoß in mir hoch, denn wenn es mir in den nächsten Minuten nicht gelang, einen Ausweg zu finden, war ich verloren.

Ein für allemal.

Ich lief vor und zurück. Streckte die Arme aus, glitt mit beiden Händen an den Wänden entlang, suchte verzweifelt nach einer Öffnung oder einem Mechanismus, der dieses Höllenwerk stoppen konnte.

Ich fand nichts.
Grausam war diese Falle zugeschnappt. Diesmal hatten sie mich. Die Wände waren so dick, daß ich sie auch nicht durchschießen konnte. Ich steckte die Beretta weg, trommelte mit den Fäusten gegen das Holz. Ein sinnloses Unterfangen, nur aus der reinen Panik geboren.
Die Wände rückten noch enger zusammen. Ich konnte sie bereits berühren, wenn ich nur die Arme ausstreckte. Dann rutschten meine Fingerspitzen über das rauhe Holz. Unwillkürlich begann ich zu rechnen, wie lange ich das noch aushalten konnte. Die Luft wurde zusammengedrückt, entwich aber irgendwo mit leichtem Pfeifen.
Die Stelle war unter mir.
Ich kniete am Boden, suchte nach einem Spalt, nahm dabei die Lampe zu Hilfe, arbeitete wie ein Wahnsinniger, und währenddessen rückten die Wände weiter auf mich zu.
Nur nach oben hin hatte ich Platz. Ich stand wieder auf, drehte mich im Kreis, trat einen halben Schritt zurück, spürte den Widerstand im Rücken und wurde nach vorn gepreßt… Mein Ende nahte…
Ich begann zu schreien. Rief um Hilfe, doch da war niemand, der mich hörte oder hören wollte. Auch nicht das Wesen, das meinen Fuß gepackt und mich in den Schiffsbauch gezogen hatte.
Sekunden noch, dann war alles vorbei.
Im letzten Augenblick entdeckte ich den Unhold, der sich in der Dunkelheit versteckt gehalten hatte. Eine Gestalt von zwergenhaftem Wuchs, mit einem überdurchschnittlich großen Kopf und Armen, die bald bis zum Boden reichten. Ich sah die Klauenhände und entdeckte das häßliche Lachen auf seinem Gesicht.
Dann drückte etwas gegen meine rechte Schulter, warf mich nach links, wo ich sofort Widerstand spürte. Die Gestalt verschwand, löste sich auf wie ein Nebelstreif in der Vormittagssonne.
Ich drehte mich um, zog meine Beine an, stemmte die Füße gegen die Wand, um den tödlichen Mechanismus zu stoppen. Meine Chance war gleich Null.
Ich konnte gegen die mörderische Kraft nichts ausrichten, mußte nachgeben, da sonst meine Gelenke zerdrückt wurden, rutschte zu Boden, wurde weiter vorgeschoben, spürte jetzt schon den Widerstand an meinen Knien, dann an den Schultern und plötzlich überall.
Noch ein letzter verzweifelter Atemzug, ein Schrei…
Jetzt mußten mich die Wände zermalmen.

***

In Bills Kopf tobten tausend kleine Teufel. Jedenfalls hatte der Reporter dieses Gefühl. Er öffnete die Augen und stellte fest, daß sein linkes verklebt war. Nur der rechte Augendeckel ließ sich heben.
Bill blinzelte.

Licht schien ihm in die Pupille. Obwohl es nicht grell war, schmerzte Bill die Helligkeit. Er schloß die Augen und versuchte trotz der bohrenden Kopfschmerzen, seine Gedanken zu ordnen.

Deutlich erinnerte er sich an die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Er hatte auf einem Baum gesessen, um Sheilas Zimmer beobachten zu können, dann hatte er plötzlich den ungeheuren Schlag gegen die Schläfe gespürt, und aus war der Traum. Jetzt lag er hier. Aber wo?

Zum zweiten Mal öffnete Bill sein Auge. Diesmal ging es etwas besser. Sie mußten ihn in einen Keller geschafft haben. Oder war es eine Waschküche? Auf jeden Fall fielen Bill die gelben Kacheln an den Wänden auf. Gekachelt war auch der Boden, wie der Reporter mit einem Blick feststellte. Dabei bemerkte er, daß er ziemlich hoch lag. Höher als in einem Bett. Eine Trage! Du liegst auf einer Trage. Dann hatten sie ihn sicherlich in die Klinik geschafft, so folgerte Bill. Wie sollte es weitergehen? Er war gespannt, was man von ihm wollte.

Der Gedanke an Sheila kam automatisch. Und dabei wurde Bill von der Angst gepackt. Sheila befand sich auch in dieser verdammten Klinik. Sie war hoch in Umständen, und Bills Überzeugung wuchs, daß all die Dinge, die sich ereignet hatten, zu einem abgekarteten Spiel gehörten. Man wollte Sheila und ihn ausschalten. Und zwar auf eine grausame, heimtückische Art und Weise.

Doch ein Mann wie Bill Conolly gab nicht so leicht auf. Er war zwar angeschlagen, aber nicht geschlagen. Das würde diese verdammte Brut bald spüren.

Bill versuchte aufzustehen. Er schwang seine Beine nach rechts und kletterte von der Trage. Ziemlich wacklig stand er auf dem Boden. Jetzt fühlte er nach seiner Stirn. Das Blut war schon getrocknet und hatte eine Kruste gebildet. Hills Finger tastete über die lange Schramme an der Schläfe. Einen Zoll tiefer, und es hätte ihn gegeben.

Bill schüttelte die trüben Gedanken ab und begann damit, sein Gefängnis zu untersuchen. Alle vier Wände waren gekachelt. Nur dort, wo sich die Eisentür befand, hatte man die Kachelreihe unterbrochen.

Der Reporter besah sich die Tür. Da war nichts zu machen. Absolut ausbruchsicher.

Verloren stand die fahrbare Trage inmitten des Raumes. Wo Bills Kopf gelegen hatte, zeigten sich rote Flecken auf dem weißen Laken. Um überhaupt etwas zu tun, klopfte er die Wände nach einem Geheimgang oder einen verborgenen Mechanismus ab, der ihm den Weg in die Freiheit verschaffte. Bill Conolly wurde enttäuscht. Er fand nichts, erhielt jedoch jetzt Besuch.

Mit einem saugenden Geräusch wurde die Tür geöffnet. Bill, der genau gegenüberstand, drehte sich um.

Drei Männer hatten sein Gefängnis betreten.

Alle drei trugen weiße Kittel. Der Mann in der Mitte war Professor Harris. Begleitet wurde er von zwei Spezis, die in jedem Catcherzelt auftreten konnten. Muskulöse Körper, dicke Arme und stark wie Bären. Bill traute sich ja einiges zu, aber gegen diese beiden hatte er keine Chance.

Sie blieben an der Tür stehen und ließen den Reporter nicht aus den Augen.

Professor Harris verschränkte gelassen die Arme vor der Brust. »So sehen wir uns also wieder, Mr. Conolly.«

Harris lachte spöttisch. Er wirkte nach wie vor sehr gepflegt. Kein Stäubchen lag auf seinem Kittel, sein Haar war sorgfältig gekämmt und die Krawatte exakt gebunden. Er machte den Eindruck eines Gentlemans, doch Bill wußte, daß sich hinter der glatten Fassade ein wahrer Teufel verbarg.

»Was wollen Sie von mir?« stieß Bill krächzend hervor.

»Überlegen Sie doch einmal, Mr. Conolly«, ging er auf Bills Frage ein, »wir halten Sie nicht aus Spaß hier fest. Sie und Ihre Freunde haben uns genug Ärger bereitet. Bis jetzt weiß noch keiner, was sich hinter den Mauern der Klinik verbirgt. Sie sind der erste. Und Wissen ist oft tödlich. Auch für Sie, Mr. Conolly.«

»Und ich habe Sie für einen Ehrenmann gehalten«, sagte der Reporter bitter.

Harris lachte nur. »Was blieb Ihnen anderes übrig? Es war alles wunderbar eingefädelt, und ohne es zu merken, ist Ihre Frau beeinflußt worden. Wir haben dafür gesorgt, daß sie sich für diese Klinik entschied. Alles ist phantastisch gelaufen.«

»Wer ist wir?« fragte Bill.

»Jetzt stellen Sie sich ein Armutszeugnis aus, Mr. Conolly. Sie selbst haben schon oft genug gegen meine Freunde gekämpft. Ihnen ist auch sicherlich der Schwarze Tod ein Begriff. Für ihn arbeiten wir, um es mal mit diesen Worten auszudrücken. Hat Ihnen Ihr Freund John Sinclair nicht von den Stützpunkten erzählt, die wir überall in der Welt eingerichtet haben? Dieses Haus ist einer davon. Es werden täglich mehr. Die Invasion ist nicht mehr zu stoppen. Die Unterwanderung der Menschheit hat begonnen. Niemand wird uns den Sieg mehr streitig machen können. Dieses Haus ist nur ein kleines Rädchen im großen Dämonengetriebe, aber es erfüllt seinen Dienst. Wir sind dafür verantwortlich, daß gewisse Leute auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Ihnen und Ihren Freunden wird es nicht anders ergehen. Von einem John Sinclair, zum Beispiel, bleibt dann nur noch Asche zurück.«

Bill schluckte. »Was haben Sie vor?« Seine Stimme klang heiser.

»Wir werden Sie verbrennen!«

Bill atmete tief ein. Er ballte die Hände zu Fäusten. Rote Schleier

tanzten vor seinen Augen. Die nächste Frage kam nur stockend über seine Lippen.

»Und was geschieht mit meiner Frau?«

»Sie wird ihr Kind zur Welt bringen!«

»Und dann?«

»Können Sie sich das nicht denken, Mr. Conolly?«

Da drehte Bill durch. Er konnte einfach nicht anders. Urplötzlich rannte er los, schnellte auf Harris zu, um ihm beide Fäuste in das kalt lächelnde Gesicht zu schlagen.

Doch die beiden Aufpasser reagierten blitzschnell. Sie fingen Bill ab, konterten hart und trafen auch.

Der Reporter brach in die Knie. Riesengroß tauchte plötzlich eine Faust vor seinem Gesicht auf. Dann hatte er das Gefühl, von einem Hammer am Kinn getroffen zu werden, und danach wußte er nichts mehr. Zum zweiten Mal an diesem Tag nahm ihn der Schacht der Bewußtlosigkeit auf.

Professor Harris blickte angewidert auf Bill Conolly hinab. Seine Mundwinkel hatten sich verzogen. Er stieß den gekrümmten Körper mit der Fußspitze an.

Nahezu hündisch ergeben schauten die Leibwächter zu ihrem Chef hoch. Sie haben sich schon gebückt, um Bill wegzutragen. »Sollen wir ihn jetzt in das Feuer werfen?«

Professor Harris schüttelte den Kopf. »Nein, ich will erst alle zusammen haben.« Er strich sich über den langen Nasenrücken. »Schafft ihn aber weg. Ihr wißt ja, wohin.«

Die Kerle nickten. Sie waren schon an der Tür, als Harris ihnen noch nachrief. »Kommt danach zurück! Ihr werdet mich zu der Frau begleiten!«

Die Gorillas ließen Harris allein. Der Professor zündete sich ein dünnes Zigarillo an. Nachdenklich wanderte er auf und ab. Er war mit sich zufrieden. Sein Plan, den er in mühevoller Arbeit vorbereitet hatte, schien aufzugehen. Bill Conolly in seiner Hand, Sheila ebenfalls, und die anderen beiden würden auch keine Schwierigkeiten mehr machen. Nicht umsonst hatten sie das Schiff besucht. Der Kahn barg manch höllische Überraschung. Es war nur schade, daß er die Seelen seiner Feinde nicht bekommen konnte. Aber sicher war sicher. Lieber alle vernichten, dann konnte nichts mehr schieflaufen. Seelen konnte er sich noch genug holen. Die Menschen waren habgierig. Er brauchte nur mit seinen normalen Patienten zu sprechen, um zu wissen, was die Menschen bedrückte und wonach sie sich sehnten. Sie öffneten Harris ihr Herz, vertrauten sich ihm an und ahnten dabei nicht, wie teuflisch sie hintergangen wurden.

Die Leibwächter kehrten zurück.

»Alles erledigt«, meldeten sie.

»Okay. Kümmern wir uns um die Frau.« Harris und die beiden Männer verließen den kahlen Raum und fuhren mit dem Lift nach oben. Auf dem Weg zu Sheilas Zimmer begegneten ihnen Patienten. Harris hatte wieder sein optimistisches Lächeln aufgesetzt. Eine rothaarige Mittvierzigerin begrüßte er sogar mit Handkuß. Die Gute ahnte nicht, daß sie soeben ein wahrer Teufel geküßt hatte.

Für jeden hatte Harris ein nettes Wort. Doch als er mit seinen Männern wieder allein war, verdüsterte sich seine Miene. Dann standen sie vor Sheilas Zimmer.

Ein rascher Rundblick. Nein, sie wurden nicht beobachtet.

»Okay, holt sie her!« befahl Harris.

Die Pfleger stürmten in das Krankenzimmer. Langsam folgte Professor Harris ihnen. Ein siegessicheres Lächeln umspielte seine Mundwinkel, zerbrach aber plötzlich, als er drei Schritte in den Raum gegangen war.

Das Bett war leer!

***

Ich wollte meine Gedanken ausschalten, mich nicht auf das unweigerlich Kommende konzentrieren, doch es ging nicht. Ich lauerte förmlich darauf, daß mich die Wände zermalmten, daß der alles verzehrende Schmerz mir das Bewußtsein raubte.

Das geschah nicht.

Ich konnte immer noch atmen, obwohl ich doch längst hätte tot sein müssen. Dafür zerrte eine Kraft an meinen Beinen, glitt höher über den Körper, riß daran und wollte mich packen.

Ich wehrte mich, konnte plötzlich um mich schlagen, hatte freie Bahn, und ich sah das helle Licht, das mich umstrahlte. Ja, ich war eingebettet in eine Aura des Lichts.

Und dieses Licht hatte seine Quelle in dem Kreuz, das um meinen Hals hing. Das Kreuz, mein Kreuz, hatte mich gerettet, von einem ungeheuren Alpdruck befreit.

Ich konnte wieder Luft holen, sog sie in meine Lungen, riß weit die Augen auf, hörte um mich herum das Klatschen von Wellen, dann einen berstenden Knall, und plötzlich geriet ich in tiefes Wasser.

Automatisch machte ich Schwimmbewegungen. Ich tauchte erst durch eine trübe Brühe und glitt dicht über dem Grund und dann in die Höhe. Kräftige Beinbewegungen stießen mich der Oberfläche entgegen. Ich schoß aus dem Wasser, fiel wieder zurück, spuckte die schmutzige Brühe aus und schwamm dem Ufer zu.

Dort herrschte große Aufregung.

In Scharen liefen die Menschen heran und starrten dorthin, wo eben noch ein Schiff im Wasser gelegen hatte.

Jetzt war es verschwunden.

Gesunken?
Ich kraulte auf die Stelle zu. Dort hatte ich eine Leiter gesehen, die hoch zum Pier führte.
Die Stimmen der Neugierigen wurden lauter, je näher ich kam. Die meisten waren der Meinung, daß das Boot gesunken sei, doch ich konnte mir auch einen anderen Grund für das Verschwinden vorstellen.
Auf dem Boot herrschte die Schwarze Magie. Die hatte ich aufgehoben. Die gegensätzlichen Kräfte waren aufeinandergeprallt, und ich hatte gewonnen.
Das war alles.
Leider wußte ich noch immer nicht, was mit Suko, meinem Freund und Partner, geschehen war. Daß er auf dem Grund lag, daran wollte ich nicht glauben. Dämonen machen es sich nicht so einfach. Aber ich mußte Suko finden.
Ich kletterte die Leiter hoch.
Helfende Hände streckten sich mir entgegen, doch ich schaffte es allein.
Als ich auf dem Kai stand, mußte ich mir einen Weg mit dem Ellenbogen bahnen, so dicht standen die Menschen. Fragen prasselten mir entgegen. Ich zuckte nur mit den Schultern und sagte immer wieder: »Es tut mir leid, Leute, aber gesehen habe ich auch nichts.«
Ich wollte so rasch wie möglich zu meinem Wagen, doch daraus wurde vorerst nichts.
Zwei Polizisten stellten sich mir in den Weg. »Augenblick mal, Mister!« wurde ich angesprochen.
Zähneknirschend blieb ich stehen. Jetzt schoben sich die Gaffer wieder näher an mich heran.
»Das ist der Mann«, hörte ich eine Stimme. »Der kann bestimmt mehr zu dem Unglück sagen.«
»Ein Terrorist!« schrie ein anderer.
Die Bobbys wurden noch mißtrauischer. Ich stand da wie ein begossener Pudel. Das schmutzige Hafenwasser tropfte aus meiner Kleidung. Neben mir bildeten sich zwei Lachen.
Die Polizisten rahmten mich ein. »Was war da los?« wurde ich gefragt. »Was hat es mit dem Schiff auf sich?«
»Es ist explodiert!« schrie jemand.
»Kann ich Sie irgendwo in Ruhe sprechen?« fragte ich. Sie erklärten sich sofort einverstanden.
Wir gingen ein paar Schritte zur Seite, und ich präsentierte den wackeren Gesetzeshütern meinen Ausweis.
»Sorry, Sir«, begannen sie zu stottern. »Wir dachten nicht, daß Sie von…«
Ich winkte ab. »Schon gut.«

Einer blieb hartnäckig. »Und was hat es mit dem versunkenen Schiff auf sich?«

Ich wischte mir eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn. »Der Vorgang muß noch genau untersucht werden. Ich lasse die Spezialisten vom Yard kommen. Sie brauchen sich darum nicht zu kümmern.«

Die Beamten salutierten und begannen dann, die Neugierigen zu zerstreuen. Ich steuerte meinen Bentley an. Dort griff ich zum Telefon.

Über die Zentrale ließ ich mich mit Superintendent Powell verbinden.

»Ach«, sagte er sarkastisch, »gibt's Sie auch noch, Sinclair?«

»Ja«, erwiderte ich fröhlich. »Aber bald hätte es mich nicht mehr gegeben.«

Powell stieß ein undefinierbares Geräusch aus. »Dann berichten Sie mal.«

Das tat ich.

Der Superintendent war knurrig. »Und Sie haben nichts davon bemerkt, daß in unserer Stadt dieser – wie heißt er doch noch?«

»Seelenhändler, Sir.«

»Ja, dieser Seelenhändler aktiv ist?«

»Nein, Sir.«

Powell schnaubte. »Damit stellen Sie sich ein Armutszeugnis aus, Sinclair. Sie sind schon so lange im Geschäft und müßten über dämonische Aktivitäten innerhalb Londons informiert sein.«

Der Chef hatte heute seinen beißenden ironischen Tag. Und ich war auch nicht gerade bester Laune. Schließlich hatte ich einiges hinter mir, fror in meinen nassen Klamotten, trotz der Wärme, und die Stimmung war eisig.

»Wissen Sie, was sie mich können, Sir?«

Wieder schnaubte Powell.

»Nicht leiden«, sagte ich, hängte den Hörer ein und mußte zweimal niesen.

Meine Laune war nahe am Gefrierpunkt. Bisher hatte ich eine Niederlage nach der anderen einstecken müssen. Kein erhebendes Gefühl, ohne ein einziges Erfolgserlebnis durch den Tag zu laufen.

Ich fuhr zu meiner Wohnung. Unterwegs klapperte ich ein paarmal mit den Zähnen. Die Sonne stand schon tief. Sie blendete mich. Zum Schutz setzte ich eine dunkle Brille auf. Die Sorgen um Suko wuchsen. War er ertrunken? Hatte man ihn verschleppt? Ich war nahe daran, eine Suchaktion einzuleiten. Vielleicht fanden ihn die Taucher auf dem Grund des toten Themsearms. Doch ich nahm davon Abstand. Mein Gefühl sagte mir einfach, daß mit Suko etwas anderes geschehen war. Und, so komisch es klingt, auf meine Gefühle oder meinen sechsten Sinn kann ich mich verlassen.

Ich brauchte über dreißig Minuten, um das Apartmenthaus zu

erreichen, in dem ich wohnte.

Den Bentley lenkte ich in die Tiefgarage. Ein unangenehmer Geruch strömte aus meiner feuchten Kleidung. Die Sachen klebten mir am Körper wie angeleimt.

Ich freute mich auf eine Dusche. Nur wie es weiterging, das wußte ich noch nicht.

Zwei Aufzüge standen zur Verfügung. Einer war unterwegs.

Ich nahm den zweiten und ließ mich nach oben schießen. Als ich ihn verließ, sah ich gerade noch ein blondes Wesen um die Gangecke verschwinden.

Ich kannte diese aufregende Rückenpartie. Sie gehörte Jane Collins.

Vor meiner Wohnungstür trafen wir dann zusammen. »Ach, du läßt dich auch mal sehen«, grüßte mich Jane, sah mich dann genauer an und schüttelte den Kopf. »Wie siehst du denn aus? Und der Gestank, der von dir ausgeht.«

»Widerlich, nicht?« Ich suchte nach den Schlüsseln, schloß auf und ließ Jane vorgehen.

»Alle habe ich angerufen. Ich versuchte, dich im Büro zu erreichen. Bekam aber nur die spitze Antwort deiner Sekretärin, daß du leider nicht zu erreichen bist. Suko auch nicht, und bei den Conollys meldet sich ebenfalls niemand.«

Ich schlüpfte aus meinem nassen Jackett. »Und was treibt dich so in unsere Nähe?«

Jane hatte sich in einen Sessel gesetzt. Für mich war sie die hübscheste Privatdetektivin Londons. Auch jetzt sah sie wieder zum Anbeißen aus.

Janes Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln. »Schließlich ist es bald soweit«, erwiderte sie.

Ich zog mir das Hemd über den Kopf. »Was ist soweit?«

»Typisch Mann.« Jane schlug sich gegen die Stirn. »Sheila wird Mutter, und Bill hofft auf Vaterfreuden. Verstehst du nun?«

»Sorry, aber das hatte ich vergessen.«

»Ärger?« fragte sie.

»Gar kein Ausdruck.«

»Erzähl mal.«

»Ich möchte erst duschen.«

»Okay. Ich sehe mal im Kühlschrank nach. Du hast doch bestimmt was Alkoholfreies da.«

»Bestimmt. Und gieß mir auch ein Glas ein.«

Die Dusche war eine Wohltat. Leider konnte ich mir mit den Wasserstrahlen nicht die Sorgen vom Leib spülen. In ein langes Badetuch gewickelt, ging ich nach der Erfrischung wieder zu Jane in den Livingroom.

Die kühlen Getränke standen bereit. Wir prosteten uns zu. Dann

erzählte ich Jane die Geschichte.

Sie wurde blaß unter der sommerlich sonnenbraunen Haut. »Mein Gott, das ist ja schrecklich«, hauchte sie. »Siehst du denn noch eine Chance für Suko?«

Ich trank mein Glas leer. »Immer, Jane. Solange er nicht tot ist, gibt es Hoffnung. Wenn ich nur wüßte, wo ich in diesem Fall ansetzen soll.«

»Rechnest du damit, daß Suko in eine andere Welt verschleppt worden ist? So, wie man es mit dir ja auch schon gemacht hat?«

Ich nickte.

»Und dieser Seelenfänger. Weißt du nicht, wer sich dahinter verbirgt?«

»Ich kenne nur seinen Namen. So heißen tausend Leute in London. Ein Allerweltsname. Harris.«

Jane Collins zog die Stirn kraus. »Harris?« echote sie. »Ja. Wieso? Ist was damit?«

»Den Namen habe ich doch vor kurzem noch gehört. Wo war das denn nur?« Jane Collins preßte ihren Handballen gegen die Stirn. »Verflixt noch mal…«

Ich zündete mir eine Zigarette an.

Ich war auf die nächsten Minuten gespannt und ließ Jane in Ruhe überlegen.

Dann hellte sich ihr Gesicht auf.

»Jetzt habe ich es wieder«, rief sie. »Sheila hat mir den Namen genannt. Und nur gut über den Mann gesprochen. Harris! Professor Harris ist derjenige, der die Klinik leitet, in der sie liegt.«

***

Behutsam drückte die Koreanerin die Tür ins Schloß. Dann legte sie ihren Zeigefinger auf die Lippen.

»Kein Laut jetzt«, wisperte sie. »Hier trägt der Schall ziemlich weit.«

Sheila nickte. Eine Gänsehaut lief über ihren Körper. Sie spürte die Angst und preßte die Hände auf den Leib. Ihre Lippen formten lautlose Worte, sie betete. Für sich und vor allen Dingen für Bill und das Kind.

»Wo sind wir hier?« raunte sie.

»Auf der Nottreppe. Sie führt zu einem Ausgang. Er liegt an der Seite und ist ziemlich gedeckt. Wir müßten es eigentlich schaffen, ungesehen aus dem Haus zu gelangen.«

Sheila nickte. »Das hoffe ich von ganzem Herzen.«

Clou ging vor. Die Steintreppe führte wendelförmig in die Tiefe.

Sheila hoffte, daß ihr Verschwinden noch nicht bemerkt worden war. Wenn es Professor Harris und seinen Helfern gelang, sie einzufangen, dann war auch die Krankenschwester verloren.

Besorgt musterte Clou ihren Schützling. Immer wieder munterte sie Sheila mit leisen, optimistischen Worten auf. »Wir schaffen es sicher. Sie müssen nur fest daran glauben.«

»Was mir schwerfällt.«

Sie gingen weiter. Mußten langsam voranschreiten, damit es Sheila nicht schwindlig wurde. In ihrem Zustand war ein Sturz höllisch gefährlich. Im Mund spürte die werdende Mutter einen faden Geschmack. Überdeutlich fühlte sie ihr Herz klopfen. Kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn. Die Angst saß fest in ihrem Innern.

An der Decke brannte eine trübe Notbeleuchtung. Hin und wieder flackerten die Birnen. Es war ein wechselvolles Spiel zwischen Licht und Schatten.

»Wo führt die Treppe eigentlich hin?« fragte Sheila.

»Wir erreichen erst einmal den Keller«, erklärte Clou. »Den Leichenkeller?«

Clou nickte.

Sheila schloß für zwei Sekunden die Augen. Nahm dieser Schrecken denn gar kein Ende? Würde sie auch weiterhin mit grausamen Tatsachen konfrontiert werden?

»Sie müssen sich noch einmal zusammenreißen«, flüsterte die Krankenschwester.

»Ich versuche es.«

Clou schenkte Sheila ein aufmunterndes Lächeln. Bills Frau bewunderte den Mut und die Entschlossenheit der kleinen Koreanerin. In ihr mußte eine ungeheure Kraft stecken.

Sie erreichten den Keller. Durch eine offene Tür gelangten sie in einen breiten Gang. Rauhputz bedeckte die Wände. Leuchtstoffröhren spendeten kaltes Licht. Nischen waren in unregelmäßigen Abständen in die Wände eingelassen. Dort standen Aluminiumcontainer, die all den Schmutz und Unrat aufnahmen, der in dieser Klinik anfiel.

Dann erreichten sie die Leichenhalle. Die Tür dazu war abgeschlossen. Clou besaß jedoch einen Schlüssel.

»Werden dahinter die Toten aufgebahrt?« fragte Sheila.

»Ich weiß es nicht genau.« Clou schob den Schlüssel ins Schloß. »Wenn ja, dann sehen Sie am besten gar nicht hin. Ihr Mann ist bestimmt nicht dabei.«

Sheila nickte krampfhaft.

Die Koreanerin bewegte einen großen Hebel und drückte ihn nach unten. Dann zog sie die schwere Tür auf und betrat die Leichenkammer.

Sie machte Licht, drehte den Kopf und bedeutete Sheila, ihr zu folgen.

Hand in Hand durchquerten die beiden Frauen den Raum.

Es waren zwei Leichen aufgebahrt. Sie lagen auf einem

tischähnlichen Gestell und waren nicht abgedeckt. Die Toten hatten eine wächserne Hautfarbe, die Münder standen offen, die Finger waren ineinander verschlungen.

An der linken Seite standen zwei große Waschtröge. Darüber gab es ein Regal mit zahlreichen Flaschen.

Es roch nach scharfen Desinfektionsmitteln.

Sheila blickte stur geradeaus, visierte die Tür an, die sie in die Freiheit führen sollte. Trotz allem hatte sie einen Blick auf die beiden Leichen geworfen. Bill war nicht darunter.

In der Leichenkammer gab es keine Fenster. Dafür hörte Sheila das monotone Summen einer Klimaanlage.

»Wir haben es gleich geschafft«, sagte die Krankenschwester und lächelte.

Sie drückte eine weitere Tür auf. Dahinter lag ein quadratischer Flur. Zwei Tragen standen nebeneinander. Sheila las das Wort Ausgang. Mit roter Farbe war es an die Wand gemalt worden.

Mit einem Schlüssel öffnete Clou die Schiebetür. Jedoch nur so weit, daß die beiden Frauen gerade hindurchschlüpfen konnten.

Längst hatte sich die Dämmerung über den Park gelegt. Die Umrisse der Bäume und Sträucher verwischten.

Hier und da flirrte ein Glühwürmchen durch die Luft. Es roch nach wilden Rosen. Der Duft legte sich schwer auf die Atemwege.

Ein gewundener, von Sträuchern umsäumter Kiesweg führte tiefer in den Park hinein. Im Zickzack flog ein Schmetterling dicht an Sheilas Gesicht vorbei.

»Ich glaube, wir haben es geschafft«, flüsterte die Koreanerin.

Sheila war da weniger optimistisch. Geduckt schlich sie hinter Clou her.

Das Gehen bereitete ihr Schwierigkeiten. Die Schwester merkte es und verlangsamte ihr Tempo.

Alles blieb ruhig.

Zu ruhig, fand Sheila. Das dicke Ende würde bestimmt noch folgen.

Rechter Hand lag ein kleines Gebäude mit einem runden, kuppelartigen Dach. Der Bau selbst war ebenfalls rund und schien keine Fenster zu haben.

»Was ist das?« fragte Sheila.

»Ich weiß es nicht. Diesen Bau durften wir nie betreten.«

»Und aus welchem Grund?«

»Gesagt hat man uns keinen.«

Im selben Augenblick blieb die Koreanerin stehen. Zwei gleißende Scheinwerfer warfen vom Dach des Klinikgebäudes ihre Lichtfülle in den Park. Rissen Bäume und Sträucher aus dem Halbdunkel und verhinderten ein unbemerktes Durchqueren des Geländes.

»Jetzt haben sie uns!« rief Sheila erstickt.

Clou drückte Sheila etwas zurück, so daß sie im Schatten eines hochgewachsenen Busches stand.

»Noch nicht, Mrs. Conolly.«

»Aber wo wollen Sie denn hin?« fragte Sheila verzweifelt.

Die Koreanerin deutete auf das verbotene Gebäude. »Dort hinein«, sagte sie…

***

Janes Worte trafen mich wie ein Faustschlag. Gleichzeitig wich das Blut aus meinem Gesicht. Ich wurde leichenblaß.

»Sag das noch mal«, forderte ich die blonde Detektivin auf.

»Harris heißt der Professor, in dessen Behandlung sich Sheila begeben hat.«

Ich fuhr mir durchs Gesicht. Und ehrlich gesagt, mir wurde ganz anders. Ich, nein, wir hatten uns täuschen lassen. Während Suko und ich uns auf das Schiff konzentrierten, schlug unser Gegner ganz woanders zu. Und das mit grausamer Härte.

Sie schreckten nicht einmal davor zurück, eine schwangere Frau…

Ich durfte den Gedanken gar nicht weiterführen, sonst drehte ich noch durch.

Wie aus weiter Ferne vernahm ich Janes Stimme. »Jetzt ist mir auch klar, warum bei den Conollys niemand abhebt. Die haben nicht nur Sheila, sondern auch Bill.«

Ich stand auf. »Weißt du, Jane, wo diese verdammte Klinik ist?« Meine Stimme erkannte ich selbst kaum wieder. Sie schien mir fremd.

»Ja, Sheila hat mir davon erzählt. Sie sprach sogar begeistert über die Klinik, und auch Professor Harris war in ihren Augen ein Mann, zu dem sie unbedingtes Vertrauen hatte.«

Noch immer hatte ich das Badetuch um den Körper geschlungen. Meine Haut war inzwischen trocken. Ich lief in den Schlafraum und zog mich um. Benötigte nicht einmal eine Minute, um in die trockenen Sachen zu schlüpfen.

»Hast du deinen Koffer?« fragte Jane, als ich wieder zurück war.

»Im Wagen.«

Dann griff ich zum Telefon.

»Wen rufst du an?«

»Powell.«

Der alte Griesgram war nicht in seinem Büro. Dafür bekam ich Glenda Perkins an die Strippe.

An meiner Stimme erkannte sie, daß ich für Scherze keine Zeit hatte, und sie wurde deshalb auch sofort sachlich.

»Stenographieren Sie bitte mit, Glenda.« In Stichworten faßte ich zusammen, wie meine nächsten Schritte aussehen würden.

Zum Schluß sagte ich: »Sobald Superintendent Powell eintrifft, geben

Sie ihm den Bericht, Glenda. Er soll eine Einheit Bereitschaftspolizei in Reserve halten und auf meinen Anruf oder eine Nachricht warten. Ich will es erst im Alleingang versuchen. Sonst riskiere ich Sheilas und Bills Leben.«

Glenda Perkins verstand. Ich wußte meinen Auftrag bei ihr in sicheren Händen.

Jane tippte mir auf die Schulter. »Von wegen Alleingang, mein Bester. Ich komme mit. Schließlich bin ich es gewesen, der dich auf die Spur gebracht hat.«

Ich war einverstanden.

Jede Sekunde zählte.

***

Der breite Lichtkegel fiel links von ihnen in den Park. Wenn sie geradeaus liefen, dann mußten sie an ihm vorbei.

Sie hörten Stimmen und Rufe. Patienten waren aufgeschreckt worden, und Professor Harris versuchte, sie zu beruhigen.

»Schnell, ehe das Licht wandert«, sagte Clou.

Und Sheila lief mit. Trotz ihres Zustands. Sie entging dem Lichtschein um Haaresbreite, denn als sie die Hälfte des Weges hinter sich hatte, begann er zu wandern.

Fast hätte er sie gestreift.

Außer Atem preßten sie sich gegen die rauhe Mauer des Hauses. Clou wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Mein Gott«, keuchte sie, »das war knapp.«

Sheila nickte nur. Sprechen konnte sie nicht. Dafür war sie viel zu erschöpft.

Eine Reihe Sträucher deckte sie gut gegen den Park hin ab. Die Koreanerin ging einen Schritt vor und hob ein paar Zweige zur Seite. Jetzt hatten sie besseres Blickfeld.

»Was ist?« fragte Sheila.

Clou stand gebückt. Ohne sich umzudrehen, erwiderte sie: »Sie suchen den Park ab.«

»Wie viele?« Sheilas Stimme zitterte.

»Ich sehe vier.«

»Ist Professor Harris auch darunter?«

»Nein.« Clou kehrte wieder zu Sheila zurück. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse bemerkte die werdende Mutter den besorgten Ausdruck in den Augen der Krankenschwester. »Hier können wir auf keinen Fall bleiben«, sagte Clou. »Früher oder später werden sie uns entdecken.«

»Dann müssen wir uns eben durchschlagen«, meinte Sheila. Ihr war jetzt alles egal.

»Das geht nicht. Nie kommen wir ungeschoren durch das Licht.«

»Also ins Haus?«
»Ja, Mrs. Conolly.«
Sheila hatte einen Horror davor, das Gebäude zu betreten.
Sie wußte zwar nicht, was sich hinter den runden Mauern verbarg, doch Clous Worte vorhin hatten ihr gereicht. Aus welchem Grunde sollte das Personal das Gebäude nicht betreten? Da mußte etwas dahinterstecken. Daran gab es nichts zu deuteln.
Die ›Jäger‹ verständigten sich durch Rufe. Noch hielten sie sich an der gegenüberliegenden Seite des Geländes auf, aber einer von ihnen lauerte irgendwo im Schatten, und der Mann würde sie sehen, wenn sie das Versteck verließen.
»Suchen wir den Eingang«, schlug die Koreanerin flüsternd vor. Sie machte wieder den Anfang, wollte Sheila mit ihrer Tatkraft anstecken und ihr zeigen, daß sie nicht aufgeben sollte. Das Mauerwerk war rissig. Aus zahlreichen Spalten und Kerben quoll eine dicke Moosschicht. Käfer und kleine Kriechtiere krabbelten am Mauerwerk entlang.
Plötzlich blieb die Krankenschwester stehen.
»Was ist?«
Stumm deutete Clou nach vorn. Neben der Mauer führte eine gewundene alte Steintreppe in die Tiefe. Sie endete vor einer Tür. Diese lag etwa zweieinhalb Yards unter der Bodenhöhe.
»Das ist der Eingang!« flüsterte Clou.
Sheila erschauerte. »Ich habe Angst.«
»Brauchen Sie nicht. Rasch jetzt. Die kommen immer näher. Wir müssen verschwinden.«
Wiederum ließ sich Sheila von der Koreanerin führen. Die Tür war von außen mit Eisen beschlagen.
Clou drückte die Klinke herunter.
Sie fand die Tür offen.
Damit hatte sie kaum gerechnet, nachdem man ihr gesagt hatte, daß sie dieses Gebäude nicht betreten durfte.
Sie berichtete Sheila von ihrer Überraschung.
»Dann will man uns sicher in eine Falle locken«, sagte die werdende Mutter.
»Möglich. Aber was bleibt uns übrig?«
»Okay, dann hinein. Schlimmer kann es gar nicht mehr kommen«, preßte Sheila hervor. »Vertrauen wir einfach auf unser Glück.«
Die beiden Frauen schlüpften in das Innere dieses geheimnisumwitterten Gebäudes. Dunkelheit – schwarz und wattig – hüllte sie ein. Clou hatte die Tür zugezogen.
Sekundenlang hatten die Frauen die Luft angehalten. Jetzt atmete Sheila aus.
»Bleiben wir hier stehen?« wisperte sie.

»Nein. Wir müssen uns verstecken.«
»Gibt es hier kein Licht?«
»Mal sehen.«
Sheila hörte schabende Geräusche. Clous Hand fuhr über die Wand. Sie suchte nach einem Schalter.
Vergeblich.
»Hier wird man wahnsinnig…«
»Lassen Sie uns weitergehen.«
Sheila Conolly fügte sich. Wäre sie in einem normalen Zustand gewesen, sie hätte versucht, den Lichtkegel draußen zu entkommen und zu fliehen. Aber so mußte sie Rücksicht auf das Kind nehmen.
Die Koreanerin ging wieder vor. Schritt für Schritt wagten sich die beiden mutigen Frauen tiefer in die Dunkelheit hinein. Urplötzlich schrie Sheila auf.
Etwas Kaltes hatte ihren Nacken berührt.
Es war eine Hand!

***

Suko hatte eine magische Zeitreise hinter sich.
Wach wurde er wegen der Kälte, die durch seine dünne sommerliche Kleidung drang. Er erinnerte sich sofort, daß er mit John das Schiff betreten hatte. Dann war er von irgend etwas unter Deck gezerrt worden. Er hatte noch eine kalte Hand an der Kehle gespürt und dann das Bewußtsein verloren.
Schmerzen verspürte Suko nicht, und so bereitete es ihm keine Mühe, sich wieder in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Er öffnete die Augen.
Über ihm wölbte sich eine schwarze Kuppel. Sie war mit gräßlichen Fratzen bemalt, die allesamt Gestalten aus dem Dämonenreich darstellten.
Suko sah fischgesichtige Bestien, Ungeheuer mit riesigen Menschenköpfen und saugartigen Rüsseln als Arme und Beine. Rattenwesen, Wertiger, Vampire – sie alle streckten die Arme oder Klauen aus, um nach Suko zu greifen.
Die Bilder waren so plastisch gemalt, daß Suko das Gefühl hatte, die Figuren würden leben und sich gleich auf ihn stürzen.
Er zwang sich zur Ruhe. Das fiel ihm als Chinese nicht schwer. Er konnte sich in sein Schicksal fügen, abwarten, dann aber blitzschnell reagieren, wenn es die Situation erforderte. Er wartete erst einmal ab.
Suko war kein Neuling in dem Geschäft, und es war ihm auch bewußt, daß er eine Zeitreise hinter sich hatte. Ausgelöst durch Schwarze Magie. Er wunderte sich schon gar nicht mehr darüber, denn so etwas war schon fast alltäglich.
Nur, wo war er gelandet?
Vielleicht in einer anderen Welt? In einem Paralleluniversum?

Suko wollte nicht so recht daran glauben, denn wenn es stimmte, dann wären die Fratzen und Monster unter dem Kuppeldach lebendig gewesen.

Er lag auf dem Rücken und spürte unter sich eine harte Fläche.

Suko drehte den Kopf nach rechts. Eine dunkle Wand. Hin und wieder unterbrochen von hellen Lichtpunkten. Suko nahm an, daß Vorhänge die Wände abdeckten und daß sich hinter dem Stoff die Lichtquellen befanden.

Arme und Beine konnte er bewegen. Sie hatten ihn nicht gefesselt.

Das hieß, er lag in einem Gefängnis, das ausbruchsicher war. Suko zog beide Beine an und setzte sich auf. Kein Schwindelgefühl, keine Übelkeit. Er hatte die Dimensionsreise wirklich phantastisch überstanden.

Er streckte die Arme aus, fühlte mit den Händen nach allen vier Seiten und faßte ins Leere.

Er lag erhöht.

Der Chinese blieb die Ruhe selbst. Aus der Hosentasche zog er eine Schachtel Zündhölzer hervor und rieb ein Hölzchen an. Die Flamme zuckte auf, wurde klein, erhielt jedoch neue Nahrung und wuchs fast daumenhoch. Ruhig leuchtete Suko seine Umgebung aus. Viel sehen konnte er auch jetzt nicht. Der Schein reichte nicht einmal bis zu den Wänden.

Suko opferte noch einige Zündhölzer. Er fand heraus, daß er auf einer viereckigen schwarzen Steinplatte lag. Getragen wurde die Platte von einer ebenfalls dunklen Säule, die in der Mitte eines Kreises im Boden verankert war.

Als Suko sein fünftes Streichholz abbrannte und sich dabei weiter über die Platte beugte, wurde sein Verdacht zur Gewißheit.

Er hatte schon vorher die Bewegungen innerhalb des Kreises gesehen. Jetzt sah er genau hin.

Dort wimmelte es von Schlangen!

Das Zündholz verlöschte.

Suko zündete ein neues an und war froh, daß er eine so gut gefüllte Schachtel bei sich hatte.

Die Schlangen wimmelten nicht nur durcheinander, sondern begannen jetzt, an der rissigen Säule hochzugleiten.

Suko blies das Streichholz aus, setzte sich hin, stützte sich mit beiden Handballen an der Kante der Platte ab und wollte über die Schlangen hinwegspringen.

Doch eine magische Falle hielt ihn fest.

Und die Schlangen krochen immer höher die Säule herauf…

***

Der Mann stand im Licht der Bentleyscheinwerfer und winkte mit

beiden Armen.
Ich trat auf die Bremse.
»Endstation«, sagte Jane Collins neben mir.
In der Dämmerung hatten wir endlich das Sanatorium erreicht.
»Sieht mir aber wenig nach einem Sanatorium aus«, meinte Jane. »Der Knabe da ist nicht allein, ich sehe noch drei andere. Die spielen bestimmt nicht Verstecken.«
»Bleib du sitzen«, sagte ich und stieg aus dem Auto.
Der Typ, der gewunken hatte, baute sich nun drohend vor mir auf.
»Hier ist Privatgelände«, sagte er barsch.
»Ich weiß.«
»Dann verschwinden Sie.«
Die anderen drei lauerten im Hintergrund.
»Ich möchte zu Professor Harris«, unternahm ich den nächsten Versuch und griff gleichzeitig in die Tasche, um meinen Ausweis hervorzuholen.
Der Typ, der vor mir stand, verstand die Geste falsch. Er sprang vor und schoß beide Fäuste auf mein Kinn ab. Blitzschnell nahm ich den Kopf zur Seite, hakte meinen rechten Fuß um seine linke Wade, zog, und einen Atemzug später lag der Knabe am Boden.
Jetzt rückten seine Kumpane an. In geschlossener Formation. Ich wollte mich auf keinen Streit einlassen und rief deshalb scharf »Scotland Yard!«
Das wirkte. Sie blieben stehen, sahen sich unschlüssig an. Es war niemand da, der bei ihnen die Verantwortung übernahm. Mein Ausweis verschaffte mir zusätzlichen Respekt.
Ich steckte die Legitimation wieder weg und forderte sie auf, ihrem Chef Bescheid zu sagen.
Einer machte sich auf den Weg, um Professor Harris zu holen.
Vom Haus konnte ich nicht viel sehen, da mich die auf dem Dach installierten Scheinwerfer blendeten. Schon längst hatte ich mir die Frage gestellt, warum diese Dinger brannten. Das Ganze erinnerte mich an eine Suchaktion.
War jemand verschwunden?
Vielleicht Bill oder Sheila?
Der Professor erschien ziemlich rasch. Ich sah ihn an diesem Abend zum ersten Mal, und auch auf mich machte er einen gepflegten, vertrauenerweckenden Eindruck. Er trat so dicht an mich heran, daß ich in seine Augen sehen konnte. Und darin sah ich Mißtrauen schimmern.
»Sie sind von Scotland Yard?« fragte er.
»Ja, mein Name ist Sinclair.«
»Und was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?«
»Ich hätte gern mit Mrs. Conolly gesprochen. Sie liegt als Patientin

bei Ihnen.«
Er lächelte dünn. »Ich weiß. Einem Gespräch kann ich leider nicht zustimmen. Es wäre völlig falsch, sie in ihrem Zustand aufzuregen. Mrs. Conolly steht kurz vor der Niederkunft. Außerdem hat es Komplikationen gegeben. Ich hätte gar nicht von ihr weggehen dürfen. Sollte etwas passieren, sind Sie schuld.«
»Sie lassen mich also nicht zu ihr?«
»Nein«, der Professor schüttelte demonstrativ den Kopf.
»Ich frage mich, welch einen Grund Sie haben, hier am frühen Abend herzukommen…«
Ich ließ den Mann nicht ausreden, stoppte ihn mit einer Lüge. »Ich arbeite an einem Fall, bei dem ich dringend die Aussage Ihrer Patientin benötige, Professor. Das ist es.«
»Sorry, aber ich kann Ihnen nicht helfen. War das alles?«
»Nicht ganz.«
Er funkelte mich an. »Meine Zeit ist begrenzt.«
»Meine ebenfalls. Ich frag mich nur, weshalb Sie die Scheinwerfer eingeschaltet haben. Starten Sie hier eine Suchaktion? Sind Ihre Patienten geflohen?«
»Ich nehme an, daß dieses Gespräch kein Verhör ist, Mr. Sinclair. Und deshalb kann ich auf eine Antwort Ihnen gegenüber verzichten. Das wär's dann wohl. Gute Nacht.« Er drehte sich auf dem Absatz und ging davon.
Ich ärgerte mich, daß ich keinen Durchsuchungsbefehl bei mir hatte.
Zähneknirschend ging ich zum Bentley zurück.
»Was ist?« fragte Jane, als ich in den Wagen stieg.
Ich zog die Tür ins Schloß. »Da stimmt einiges nicht. Aber ich kann nichts beweisen.«
»Und jetzt? Gibst du auf?«
Ich schaute sie schräg von der Seite an. »Sehe ich so aus?«
»Eigentlich nicht.«
Der Bentley rollte zurück. »Na, eben.«
Die Pfleger starrten dem Wagen nach. Sie hielten hier nicht zu ihrem Vergnügen Wache.
Wo der Weg etwas breiter war, gelang es mir, den Bentley zu wenden. Der Himmel hatte inzwischen ein dunkles Grau angenommen. Die ersten Sterne funkelten. Nur ganz im Westen war noch ein lachsroter Schimmer zu sehen. Dort verschwand die Sonne.
Ein heißer Tag ging zu Ende. Eine heiße Nacht stand uns bevor. Dessen war ich mir sicher.
Durch die offene Seitenscheibe wehte der laue Nachtwind in den Wagen. Ich fuhr im Schrittempo, suchte dabei nach einem schmalen Weg oder einer Einbuchtung, wo ich den Wagen abstellen konnte.
»Da könnte es gehen«, sagte Jane plötzlich.

Ich tippte die Bremse an.
»John, da steht ja noch ein Wagen!« rief Jane überrascht. »Warte mal, das ist doch…«
Auch ich hatte das Fahrzeug gesehen. Es war ein Porsche. Bill Conollys Wagen.
Ich rangierte den Bentley direkt daneben.
Jane Collins stieg aus. Sie bückte sich, preßte ihr Gesicht gegen die Seitenscheibe des Porsche und lugte in das Innere.
»Leer!« stellte sie fest.
Ich trat neben sie. »Hast du etwas anderes erwartet?«
Die Privatdetektivin sah mich von unten herauf an. »Das würde bedeuten, daß sich Bill in der Klinik aufhält.«
Ich nickte. »Und bestimmt nicht freiwillig.«
»Was machen wir jetzt?«
Fest entschlossen erwiderte ich: »Wir holen sie raus. Beide. Koste es, was es wolle…«

***

Sheila Conolly blieb stocksteif stehen.
Ihr Herz schlug plötzlich doppelt so schnell. Ein undefinierbarer Laut entrang sich ihrer Kehle. Der kalte Händedruck im Nacken ließ nicht nach.
Clou merkte erst jetzt, was los war.
»Sheila!« flüsterte die Koreanerin in der Dunkelheit. Bills Frau gab keine Antwort.
Aber sie und Clou hörten das hämische Lachen. Und dann wurde es heller.
Das Licht drang aus einer nicht zu erkennenden Quelle irgendwo über ihnen. Es schimmerte bläulich und ließ die Gesichter der beiden Frauen kalt und irgendwie leichenartig erscheinen.
Aber noch ein anderes Gesicht war zu sehen.
Das eines Dämons!
Sheila Conolly erschrak bis ins Mark. Die Gestalt vor ihr war eine Ausgeburt an Häßlichkeit. Übergroß präsentierte sich der Kopf. Er saß auf einem zwergenhaften Körper wie festgeleimt. Die Arme hingen lang herunter, die ausgestreckten Finger spitzen schleiften fast über den Boden. Der breite Mund war zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Aus dem Oberkiefer ragten zahlreiche spitze Zähne hervor, die wie kleine Dolche wirkten.
»Auf euch habe ich gewartet!« zischte der häßliche Kerl.
»Wer – wer sind Sie?« flüsterte Sheila.
Plötzlich veränderte sich die Stimme des Zwergs. »Kennt ihr mich nicht?«
Die Koreanerin wankte zurück. »Das – das darf nicht wahr sein«,

ächzte sie. »Professor Harris!«

»Genau!«

Sheila wurde es schwindlig. Clou merkte es und stützte sie. Sheila wäre sonst gefallen.

»Danke«, hauchte die werdende Mutter. Dann starrte sie den Zwerg an. »Wie – wie ist das möglich?«

»Ich bin der Professor, und ich bin es nicht«, erklärte Harris schadenfroh. »Das, was ihr jetzt seht, ist meine wahre Gestalt. Den Menschen kann ich mich nicht in meiner Urform präsentieren. Alle, die mich so gesehen haben, können nichts mehr erzählen. Sie sind ausgelöscht worden, es sei denn, sie gehörten zu mir. Aber das ist bei euch ja nicht der Fall. Ihr seid in die Falle gelaufen. Ich dachte mir, daß ihr euch hier verstecken würdet. Es war ein Fehler. Ihr hättet ruhig in Richtung Straße laufen sollen. Dann wäre euch sicherlich ein gewisser John Sinclair…«

»John!« rief Sheila verzweifelt.

»Ja, er war hier. Hat wohl eine Spur entdeckt. Allerdings mußte er wieder fahren. Unverrichteter Dinge.«

»Aber er wird zurückkommen«, hielt Sheila dem Dämon entgegen.

»Sicher. Von euch wird er aber keine Spur mehr finden. Ich hatte euch doch etwas versprochen. Die Flammen werden euch vernichten, und ich nehme mir eure Seelen, die ich einschicken kann in das Reich des Schwarzen Tods. So einfach ist das. Lange war der Plan schon vorbereitet. Jetzt endlich kann die Falle zuschnappen.«

»Sie sind eine Bestie!« zischte Sheila.

Der Zwerg hob die mageren Schultern. »Was soll's? Aber jetzt kommt. Ich habe nicht mehr viel Zeit. In dieser Nacht will ich alles erledigen und dann meine Zelte hier abbrechen.«

Es war inzwischen so hell geworden, daß Sheila und die Krankenschwester erkennen konnten, wo sie sich befanden. Der Raum war ziemlich groß. Das Licht wurde von Sekunde zu Sekunde intensiver.

Den beiden Frauen stockte der Atem.

Ihre Blicke waren auf einen großen, bis zur Decke reichenden eisernen Ofen gefallen. Er hatte eine Feuerklappe, groß wie das Maul eines Nilpferdes.

Doch nicht allein der Ofen versetzte Sheila und Clou den Schock.

Vor dem Ofen lag ein Mann.

Er war gefesselt und rührte sich nicht.

Der Mann war kein anderer als Bill Conolly!

***

Für Suko wurde die Lage langsam kritisch. Er hatte versucht, die Platte auf der anderen Seite zu verlassen, doch auch dort hielt die

verdammte Sperre.
Er war gefangen!
Und doch verfiel der Chinese nicht in Panik. Er war einfach nicht der Typ dazu. Ruhig, beinahe kalt wartete er die nächsten Ereignisse ab. Suko besaß sogar noch die Nerven, über den Rand der Platte hinwegzuschielen.
Unter dem ›Tisch‹ wimmelte es von Schlangen.
Lautlos glitten sie an dem langen Stein hoch. Licht, das aus Ritzen und Spalten drang, erhellte die makabre Szene.
Die Schlangen waren gierig. Die Magie des Tisches zog sie an. Sie waren darauf programmiert, ihr Opfer zu töten. Bestimmt waren die meisten von ihnen giftig. Suko konnte in dem herrschenden Zwielicht die Arten nicht so genau unterscheiden, glaubte aber, Kobras und Schwarze Mambas erkannt zu haben. Und die reichten!
Der Chinese stand auf. Abermals trat er an den Rand der Platte, um mit einem gewaltigen Satz über das Schlangennest hinwegzuspringen.
Er wurde wieder gestoppt.
Wie von einem elektrischen Zaun. Die unsichtbare Barriere hielt ihn zurück.
In der Mitte der Platte blieb Suko stehen. Seine Muskeln waren angespannt. Jede Sekunde erwartete er die Invasion der Dämonenschlangen.
Suko erkannte zwei Kobras.
Ein anderer in seiner Lage hätte geschrien und wäre vor Angst vergangen – nicht Suko.
Er ging etwas vor, hob den Fuß, zielte und zertrat mit einem blitzschnellen Tritt den Kopf der Schlange.
Wieder trat Suko zu. Und traf.
Er schleuderte die Kadaver von der Platte, drehte sich instinktiv um und sah sich der dritten Schlange gegenüber. Diesmal einer Klapperschlange.
Er hörte das häßliche Rasseln. Die Schlange hatte den Vorderkörper aufgerichtet, wiegte ihren Kopf hin und her und war bereit, jeden Moment zuzustoßen.
Suko bewies gedankenschnelle Reaktion.
Es war kaum mit Blicken zu verfolgen, so rasch zuckte seine Hand vor. Er packte die Schlange unterhalb des Kopfes, riß sie herum, stieß einen Kampfschrei aus und schmetterte das dämonische Biest auf die Steinplatte.
Suko konnte sich nicht lange seines Sieges freuen. Er vernichtete auch eine vierte Schlange und dann eine fünfte. Doch die Übermacht wuchs von Sekunde zu Sekunde.
Lautlos krochen sie über die Platte, waren darauf trainiert, sich in seinem Fleisch zu verbeißen.

Schweißnaß war der Chinese. Aber er gab nicht auf, fightete weiter gegen die höllische Übermacht.

Seine Füße arbeiteten wie Präzisionswerkzeuge. Traten, stießen und zermalmten. Zum Glück hatte Suko feste Sohlen unter den Schuhen, sonst hätte es schon schlimmer für ihn ausgesehen.

Er kämpfte. Verzweifelt, bis zur Erschöpfung. Für jede Schlange, die er tötete, tauchten drei neue auf.

Die Übermacht wurde immer größer.

Zu groß für Suko.

Von allen Seiten schlängelten sie auf ihn zu, und es war nicht einmal eine Sache von Minuten, bis das tödliche Gift in Sukos Kreislauf dringen würde…

***

Ich preßte mich eng gegen den Boden, hielt den Atem an. Der Pfleger im weißen Kittel kam genau auf mich zu. Und er trug ein Gewehr in der Hand.

Die nächsten Sekunden würden entscheidend sein.

Mit Jane Collins war ich zurückgelaufen. Wie Indianer hatten wir uns herangepirscht, dann aber Pech gehabt, da der Aufpasser genau unseren Weg kreuzte.

Im letzten Augenblick ging ich auf Tauchstation, während sich Jane noch hinter einem Baumstamm verstecken konnte. Die Schritte des Mannes klangen dumpf auf dem Boden. Moos dämpfte die Geräusche. Mich kitzelte ein Grashalm an der Nase. Nur mit Mühe behielt ich die Ruhe.

Zwei, drei Sekunden vergingen.

Jetzt mußte mich der Typ sehen.

Da blieb er stehen.

Er hüstelte und räusperte sich dann, führte Selbstgespräche, die ich nicht verstand. Ich nutzte jedoch die Situation. Wenn der Kerl durch seine Rederei abgelenkt war, so vergrößerte sich meine Chance.

Ich schnellte hoch, baute mich vor dem Mann auf wie ein Geist aus der Unterwelt.

Weit riß er vor Überraschung die Augen auf. Auch sein Mund öffnete sich, um einen Warnschrei abzugeben.

Gleichzeitig schwenkte er den Gewehrlauf in meine Richtung. Ich schlug genau und präzise zu. Mit der Linken traf ich das helle Oval seines Gesichts. Ich hatte keine andere Möglichkeit, wollten wir Bill und Sheila retten.

Mein Schlag trieb den Mann nach hinten. Er verlor das Gleichgewicht und krachte in ein Gebüsch. Die Zweige knickten unter seinem Gewicht wie Streichhölzer.

Ich hechtete hinterher, bereit, ihn mit dem zweiten Schlag ins Reich

der Träume zu schicken.
Es war nicht mehr nötig. Der Mann war schon bewußtlos. Ich entwand ihm das Gewehr und stand auf.
Jane trat hinter dem Baumstamm hervor. Fragend blickte sie mich an.
Ich grinste: »Alles okay.«
Sie deutete auf den im Gebüsch liegenden Pfleger. »Hast du ihn hart erwischt?«
»Mittelprächtig.«
»Dann schläft er für dreißig Minuten.« Die Privatdetektivin kannte meinen Punch genau.
Ich sah mir die nähere Umgebung an, konnte jedoch keine unmittelbare Gefahr für uns feststellen. Von Professor Harris und den anderen drei Pflegern war nichts zu sehen.
»Ich nehme das Gewehr«, sagte Jane.
»Okay, gib aber acht, daß du dir kein Auge damit ausschießt.«
»Ich habe ja noch immer ein zweites.«
Wir flachsten etwas herum, um unsere Nervenanspannung abzubauen. Jeder war mit seinen Gedanken bei Sheila und ihrem Baby. Himmel, wenn beiden etwas geschah…
Ich preßte die Lippen hart zusammen. Unser weiteres Vorgehen hatten wir schon überlegt. Wir wollten versuchen, unbemerkt in die Klinik einzudringen, um Sheila und vielleicht auch Bill dort herauszuholen.
Auch die Sorgen um Suko waren bei mir keinesfalls gesunken. Ich fragte mich immer wieder, wo man ihn hingeschleppt hatte.
Zum Haus hin war das Gebäude ziemlich frei.
Leider.
Wir mußten von Baumstamm zu Baumstamm huschen, um unser Ziel zu erreichen.
Doch dazu sollte es gar nicht kommen. Pfleger Nummer zwei nahm unsere Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Wir sahen ihn mit wehendem Kittel auf einen dunklen, kuppelartigen Bau zulaufen.
»Da sind sie drin«, sagte Jane spontan.
Auch ich war dieser Meinung, und wir änderten die Richtung. Jane lief neben mir. Leicht, federnd. Auch sie hatte eine ausgezeichnete Kondition und machte so leicht nicht schlapp. Schon manch stärkerer männlicher Gegner hatte sich in ihr getäuscht. Jane Collins beherrschte mehrere Arten der Selbstverteidigung.
Wir kamen gut voran, wurden auch nicht entdeckt. Der zweite Pfleger dachte gar nicht daran, sich umzudrehen. Ich sah eine Treppe, die neben dem Gebäude in die Tiefe führte, rechnete damit, daß der Kerl die Stufen hinuntergehen würde, täuschte mich jedoch, denn der Bursche lief vorbei. Wollte er einfach woanders hin verschwinden?

Bevor ich mich darüber ärgern konnte, blieb er stehen.
Sofort zogen wir uns zurück.
Aus sicherer Deckung sahen wir, wie der Kerl eine schmale, sich vom dunklen Mauerwerk kaum abhebende Tür aufschloß und dann in dem Gebäude verschwand.
Mir fiel ein Stein vom Herzen. Auch Jane Collins schnaufte zufrieden. »Den holen wir uns«, sagte sie.
»Und wie.«
Der Kerl würde uns schon sagen, wo es langging.
Weitere Aufpasser entdeckten wir nicht. Der Weg war frei. Ich stieß Jane an. »Komm!« zischte ich.
Rasch überquerten wir die freie Fläche bis zu dem kuppelartigen Bau. Dann standen wir vor der Tür. Sie war offen. Ich betrat als erster das Gebäude. Jane blieb dicht hinter mir. Nach wie vor trug sie das Gewehr.
Dunkelheit umfing uns. Wie konnte es auch anders sein? Aber irgendwo mußte der Pfleger ja hingegangen sein. Wir blieben stehen, lauschten, hörten jedoch nichts.
Dann spürte ich Janes Lippen dicht an meinem linken Ohr. »Siehst du den Schimmer?« wisperte sie. »Rechts von dir. Nur ein schmaler, hauchdünner Streifen.«
Ich blickte in die angegebene Richtung. Die Privatdetektivin hatte recht.
Auf Zehenspitzen näherten wir uns diesem Lichtschein. Dann standen wir vor einer Tür.
Ich bückte mich und preßte mein rechtes Ohr gegen das Holz.
Ich hörte eine Männerstimme, doch was gesagt wurde, konnte ich nicht verstehen.
»Was ist?« raunte Jane.
»Keine Ahnung.«
Es war zwar ein Schlüsselloch vorhanden, doch da konnte ich leider nicht hindurchschauen.
Jetzt zog ich meine Beretta. Kühl und beruhigend lag die Waffe in meiner Hand.
Beide hörten wir das Gelächter hinter der Tür. Und auch die Stimme, die rief »Krepieren wirst du gelbhäutiger Bastard. Darauf kannst du dich verlassen. Niemand kommt gegen den Seelenfänger an. Auch nicht du, du Hund!«
Wieder das Lachen.
Uns aber hatten die diskriminierenden Worte alarmiert. Mit dem gelbhäutigen Bastard konnte eigentlich nur Suko gemeint sein.
Er war also hier!
Ich wollte es genau wissen, fand die Klinke, drückte sie hinunter und rammte die Tür auf.

Wie ein Torpedo flog ich in den hinter der Tür liegenden Raum.
Im nächsten Moment stockte mir der Atem!

***

Suko, mein Freund und Partner, befand sich in größter Lebensgefahr. Er stand auf einem tischähnlichen Gebilde, umringt von zahlreichen Giftschlangen, und wehrte sich mit dem Mute der Verzweiflung. Sein Gesicht war verzerrt, es glänzte schweißnaß, das sah ich trotz des diffusen Lichts. Der Pfleger stand drei Schritte vor dem Tisch. Als Jane und ich in den Raum stürmten, wirbelte er herum.
Schreckgeweitet waren seine Augen. Mit dieser Überraschung hatte er nicht gerechnet.
»Spring, Suko!« brüllte ich.
»Nein!« schrie er zurück. »Geht nicht. Eine magische Sperre!«
Ich verstand ihn nicht richtig, denn im selben Moment stürmte der Pfleger schreiend auf mich zu.
Er trug keine sichtbare Waffe, aber dafür war er ein Meister des Faustkampfes. Während. Suko verbissen um sein Leben kämpfte und Jane Collins in die Schlangenleiber hineinfeuerte, rang ich mit dem Pfleger.
Ich mußte zwei Schläge einstecken. Sie warfen mich zurück. Ich fing mich jedoch wieder und konterte. Jetzt zeigte ich dem Kerl, was ich auf der Polizeischule gelernt hatte.
Er versuchte einen Kopfstoß. An den Haaren bekam ich ihn zu packen und riß ihn zur Seite. Er stolperte und fiel.
Sofort setzte ich nach.
Doch da hatte der verflixte Kerl ein Messer in der Hand.
Lang wie ein Unterarm war die Klinge und höllisch gefährlich. Durch eine rasche Drehung zur Seite konnte ich dem ersten Hieb ausweichen. Mein Fußtritt prallte gegen sein Handgelenk. Die Klinge flog ihm aus der Hand.
Für einen Moment paßte er nicht auf. Mein Gegenstoß erfolgte pfeilschnell.
Der Pfleger war bärenstark, aber von einer Kampftechnik hatte er wohl noch nie etwas gehört. Er mußte den Schlag voll nehmen, verdrehte die Augen, stieß ein seltsam dumpfes Geräusch aus und fiel bewußtlos zur Seite.
Ich sprang sofort auf, nahm wieder meine Beretta – ich hatte sie während des Fights fallen gelassen – und feuerte in die Schlangenleiber.
Sie platzten wie Nußschalen.
Suko stand ganz am äußersten Rand des Tisches. Aber warum, zum Teufel, sprang er nicht?
»Mach doch!« rief ich.

»Es geht nicht. Die magische Sperre!«

Ich warf Jane einen Blick zu. Sie hatte das Gewehr an die Schulter gerissen und jagte die Kugeln in die zuckenden Schlangenleiber. Aber auf diese Art wurden wir nie Herr über die Brut und retteten Suko auch nicht.

Dann hatte ich die Idee.

Ich riß mein Kreuz von der Brust, drehte mich halb und schleuderte das geweihte Kleinod auf die Tischplatte. Die Wirkung war frappierend.

Das Kreuz hatte kaum den Stein berührt, als es anfing zu zischen und zu brodeln. Rasch zeigte der Tisch Risse. Die Schlangen zerplatzten. Eine Rauchwolke quoll der Decke entgegen, hüllte Tisch und Suko ein. Brechen und Bersten.

Ich rannte auf den Tisch zu. Schattenhaft sah ich Suko, packte ihn und riß ihn aus der Gefahrenzone. Suko war, schwer. Gemeinsam fielen wir zu Boden, blieben einige Zeit liegen, bis Janes Stimme erklang.

»Wollt ihr euch ausruhen?«

»Nein«, keuchte ich. Wir rappelten uns hoch.

Suko sah mich an. Dann reichte er mir die Hand. Und in diesem Händedruck lag alles, was er versprechen konnte. Er würde sein Leben ebenso für mich in die Waagschale werfen wie ich das meine für ihn.

Es tut gut, wenn man sich auf einen Partner verlassen kann. Der Tisch mit der magischen Sperre war zerbrochen. In der Mitte geteilt, wie durch einen Axthieb.

Von den Schlangen war nichts mehr zu sehen. Das Kreuz hatte sie vernichtet.

Es blinkte mir entgegen. Lag auf der rechten Tischhälfte. Ich nahm es an mich.

»Es hat uns gerettet«, sagte ich.

Suko nickte. Er enthielt sich jeden Kommentars, obwohl er wußte, worauf ich anspielte. Suko hielt nicht viel von meinem Kreuz. Er war nicht im christlichen Glauben erzogen worden, kannte, wie er immer sagte, stärkere Dämonenbanner aus seiner Heimat. Irgendwann wollte Suko dorthin und sie holen.

Was inzwischen geschehen war, berichteten wir uns gegenseitig in Stichworten.

»Und wie geht es weiter?« fragte Jane Collins. »Wir müssen schließlich Bill und Sheila finden. Weißt du, wo sie sind, Suko?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Aber warum fragen wir nicht ihn?« Er deutete auf den Bewußtlosen.

»Das hatte ich gerade vor«, erwiderte ich.

Ich tätschelte die Wange des Mannes. »Los, komm zu dir, Junge«, sagte ich. »Mach schon.«

Der Mann regte sich tatsächlich. Benommen setzte er sich auf. Ich hockte vor ihm und hielt ihn an den Kragenenden seines Kittels gepackt. Suko und Jane flankierten mich.

»Du weißt, wie es um dich steht«, begann ich das Verhör. »Es ist aus. Für dich auf alle Fälle. Du hast nur noch eine Chance, und zwar, wenn du dich auf unsere Seite stellst.«

Er starrte an mir vorbei, mußte wohl Sukos drohenden Blick bemerkt haben und zog den Kopf ein. »Okay, was wollen Sie wissen?«

»Alles. Vor allen Dingen wirst du uns erzählen, wo wir Sheila Conolly und ihren Mann finden.«

»Ihr habt keine Chance.«

»Das überlaß nur uns. Also, wo sind sie?«

»Hier im Bau.«

»Wo genau?«

Er schluckte und knetete seine breiten Hände. »Wahrscheinlich in der Verbrennungskammer«, kam es stockend über seine Lippen.

Ich sog pfeifend die Luft ein. »Wo sind sie?« fragte ich mit leiser Stimme.

Er wiederholte seine Antwort.

Und jetzt wußten wir alle drei, was mit Sheila und Bill geschehen sollte.

Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so mies gefühlt.

***

Hinter einer dicken, feuerfesten Glaswand waberten die Flammen. Ihre langen Zungen bewegten sich gierig hin und her und warteten auf neue Nahrung.

Der Zwerg kicherte. Dann zeigte er auf den Ofen. »Ist es nicht phantastisch, dieses Feuerchen? Feuer vernichtet alles. Es hinterläßt keine Spuren, höchstens Asche.«

»Es vernichtet aber auch Dämonen«, sagte Sheila mit kratziger Stimme.

Sie und Clou hatten sich an die Wand stellen müssen. Zwar nicht mit erhobenen Händen, jedoch so, daß sie von Harris immer im Auge behalten werden konnten.

Bill war noch bewußtlos. Aber es konnte nicht mehr lange dauern, bis er erwachte. Sheila und die Koreanerin hörten hin und wieder sein Stöhnen.

Harris wartete noch ab. Süffisant lächelnd betrachtete er die beiden Frauen. An Clou blieb sein Blick länger haften. »Du hättest dir dein Schicksal ersparen können. Warum hast du mit ihr einen Pakt geschlossen?«

»Weil sie mir leid tat.«

»Leid? Was ist das schon?«

»Für Sie vielleicht nichts. Für mich jedoch bedeutet es viel. Ich schätze Moral und Nächstenliebe.«

Der Häßliche kicherte.

»Das könnt auch nur ihr Menschen sagen. Nur zählen diese Werte nicht viel.«

»Ich glaube daran«, erwiderte die Koreanerin trotzig.

»Die letzten paar Minuten lasse ich dir deinen Glauben noch«, sagte Harris. »Dann ist es sowieso aus.«

»Mit John Sinclair rechnen Sie wohl gar nicht – wie?« fragte Sheila. Es kostete sie ungeheure Energie, sich auf den Beinen zu halten. Intervallweise packte sie ein Schwindelgefühl, aber Sheila spürte auch die Trotzreaktion, die in ihr hochstieg. Jetzt erst recht nicht, sagte sie sich. Es muß doch noch eine Chance geben. Und sie setzte all ihre Hoffnungen auf John Sinclair. Er war in der Nähe, und er hatte schon mehr als einmal das Unmögliche möglich gemacht. Vielleicht würde er auch diesmal rechtzeitig auftauchen…

Aber es sah nicht danach aus. Die Zeit verrann, und John ließ sich nicht blicken.

Das kalte, bläulich schimmernde Licht, das die Wände ausströmten, ließ die Gesichter der Anwesenden totenblaß erscheinen. Eigentlich zeigten nur die Bewegungen der Augen, daß sie noch lebten.

Und durch all ihre Angst drang plötzlich ein Hoffnungsfunke. Sheila hörte die Stimme.

Es war ihr Vater!

Über Zeit und Raum setzte er sich mit seiner Tochter in Verbindung. Seine Worte kamen schwach an, doch Sheila verstand die Botschaft aus dem Jenseits.

»Verliere den Mut nicht, mein Kind. Du mußt hoffen. Noch hat dieser Dämon nicht gewonnen.«

»Danke, Vater«, flüsterte Sheila die Antwort.

»Ich kann leider nicht zu dir. Aber ich bete für dich und dein Kind. Das Böse darf nicht triumphieren. Das Gute muß stärker sein. Glaube fest daran.«

»Ja, Vater.«

Harris trat einen Schritt vor, starrte Sheila Conolly an. »Mit wem redest du da?«

Sheila blickte in sein häßliches Gesicht. »Mit meinem Retter«, behauptete sie fest.

Harris räusperte sich. »Mit John Sinclair? Hast du telepathischen Kontakt mit ihm?«

»Nein.« Jetzt lächelte Sheila, denn sie spürte die Unsicherheit des Dämons.

»Wer ist es dann?«

»Das sage ich nicht.«

»Dann werde ich dich dazu zwingen!« schrie Harris.

Ehe er jedoch sein Vorhaben durchführen konnte, wurde er abgelenkt.

Bill Conolly erwachte aus seiner Bewußtlosigkeit. Er hatte bisher auf der Seite gelegen, nun wälzte er sich mühsam auf den Rücken.

Harris ließ von Sheila ab und war sofort bei ihm. Am Kragen zog er Bill hoch, schleifte ihn zur Wand und setzte ihn so hin, daß er mit dem Rücken gegen die Mauer fiel.

»Bill«, hauchte Sheila.

Der Reporter drehte den Kopf. Er hatte die Stimme gehört, doch sein Gehirn war noch umnebelt. Er benötigte einige Zeit, bis er sich zurechtfand.

Bald war Bill bei vollem Bewußtsein.

»Sheila?« Er hauchte das Wort.

Die werdende Mutter nickte unter Tränen.

Der Dämon lachte, und die koreanische Krankenschwester schluchzte auf.

»Mein Gott, was ist geschehen, Sheila? Du solltest doch längst schon im…«

»Jetzt ist sie hier.« Die schneidende Stimme des Dämons unterbrach Bills Satz.

Der Reporter verzog das Gesicht. Man konnte förmlich sehen, wie es hinter seiner Stirn arbeitete, wie er versuchte, die Gedanken zu ordnen.

»Und Sie? Wer sind Sie?« fragte Bill.

Der Zwerg lachte. »Kennst du mich nicht, Conolly? Dann gib einmal acht.«

Harris streckte die kurzen Arme aus, legte dann die Hände gegeneinander und murmelte ein paar für die Anwesenden unverständliche Worte.

Seine Gestalt veränderte sich. Der Körper wurde durchscheinend. Knochen und Muskeln zeigten sich, veränderten ihre Form, streckten sich, bildeten sich um.

Ein neuer Mensch entstand – ein alter Bekannter. Professor Harris!

Er weidete sich an der Überraschung der anderen. Harris trug wieder seinen strahlend weißen Kittel. Sein Haar war sorgfältig gekämmt und die Krawatte exakt gebunden.

Ein Arzt wie aus dem Bilderbuch. Ein Mann, der Vertrauen erwecken konnte.

Doch in seinen Augen loderte der Haß. Haß auf alles, was gut war.

Bill Conolly schluckte. »Harris also«, flüsterte er rauh. »Wie ich es mir gedacht habe.« Er spie zu Boden.

»Das hilft dir auch nichts mehr.«

Plötzlich zuckte der Professor zusammen. Er hatte etwas gehört, das

ihn irritierte.
Schüsse!
Fern zwar und nur gedämpft, aber dennoch zu vernehmen. Unsicher blickte Harris die Frauen und Bill Conolly an. Sheila gab ihm die Antwort. »Ja, das waren Schüsse. John Sinclair wird auf dem Weg hierher sein.«
Jetzt begann Harris zu lachen. »Er war es wohl«, zischte er. »Wenn mich nicht alles täuscht, waren es Gewehrschüsse. Und mit Gewehren sind meine Männer ausgerüstet. Sie werden Sinclair gekillt haben.« Er lachte wieder.
Sheila senkte den Kopf. Mit dieser Vermutung konnte Harris recht haben. Aber sie wollte einfach nicht daran glauben. Bill Conolly kämpfte verzweifelt gegen seine Fesseln an. Er versuchte, die Stricke zu lösen. Vergeblich scheuerte er sie an dem Mauerwerk. Doch es war nicht rauh genug, um die Fesseln zu zerfetzen.
Einige Minuten tropften dahin.
Harris starrte auf die Tür. Er wartete auf seine Helfer und rechnete jeden Augenblick mit ihrem Erscheinen.
Sheila nutzte die Gunst des Augenblicks. Zoll für Zoll bewegte sie sich auf ihren Mann zu, während die Koreanerin die beiden mit weit aufgerissenen Augen beobachtete. Für sie waren die letzten Minuten einfach zuviel gewesen.
Aber Sheila hatte wieder Mut gefunden. Ihr Vater war mit ihr in Kontakt getreten, hatte ihr neue Hoffnung gegeben. Und sie setzte alles auf eine Karte.
Bills Fesseln mußten fallen.
Professor Harris war abgelenkt. Er hatte plötzlich Sorgen, war nicht sicher, ob auch alles so lief, wie er es geplant hatte. Denn die Schüsse konnten viel bedeuten.
Sheila zwinkerte ihrem Mann zu.
Bill wußte genau, was Sheila wollte. Er schob sich ihr entgegen. Drehte sich ein wenig zur Seite, damit Sheila besser an seine gefesselten Hände gelangen konnte.
Sie bückte sich.
Auf den Gesichtern der Conollys war die Anspannung zu lesen. Würde Sheila es schaffen, die Fesseln zu lösen?
Ihre Finger tasteten über die rauhen Stricke. Sie suchte nach einem Knoten.
Da wirbelte der Professor herum. Er hatte Sheila aus den Augenwinkeln beobachtet, sah, was sie vorhatte. Mit zwei langen Schritten war er bei ihr.
Sheila schrie, als sich seine Hand in das Fleisch ihrer Schultern grub. Hart riß der Mann die Frau zurück. »Du Biest!« zischte er. »Mich hintergehen zu wollen…« Er wollte sie schlagen, doch Bills Schrei

hielt ihn zurück.

»Nein!« brüllte der Reporter.

Harris fuhr herum, sah Bill, sein Gesicht verzerrte sich, und es war klar, daß er seine Wut jetzt an dem Reporter auslassen wollte.

Doch er kam nicht mehr dazu.

Die Tür wurde aufgestoßen.

Ein Hoffnungsschimmer durchflutete Sheilas Hirn. Wenn es John war, der…

Es war nicht John Sinclair.

Zwei Pfleger stürmten in den Raum. Die Männer waren mit Gewehren bewaffnet. Der letzte von ihnen drosch die Tür hinter sich zu.

»Habt ihr geschossen?« fragte Harris. Er hatte von Bill abgelassen, das andere war jetzt wichtiger.

»Nein.«

Harris runzelte die Stirn. Für einige Sekunden war er tatsächlich sprachlos.

»Dann waren es also die beiden anderen.«

»Wir haben nichts gehört.«

Die Augen des satanischen Professors verengten sich. »Und ihr habt keinen Fremden auf dem Gelände gesehen?«

»Nein.«

Harris wurde unsicher. Er blickte auf die Uhr. »Eigentlich müßten sie bereits hier sein.«

Er sah die beiden Neuankömmlinge wieder an.

»Welchen Eingang habt ihr genommen? Den an der Treppe?«

»Ja.«

»Verdammt.«

Hastig blickte sich Harris um. Dann nickte er.

»Egal, was geschehen ist. Bringen wir es hinter uns.«

Er trat an den Ofen und drückte den Riegel des dickwandigen gläsernen Sichtfensters nach oben.

Die beiden Pfleger stellten ihre Gewehre weg. »Wir fangen an!« befahl der menschliche Teufel. Er deutete auf die Koreanerin.

»Erst die da!«

Wie zwei Roboter setzten sich die Pfleger in Bewegung…

***

Suko hatte dem Burschen mit zwei zurechtgedrehten Taschentüchern die Hände gefesselt. Er trug jetzt das Gewehr. Die Mündung drückte er dem Pfleger in den Rücken.

»Solltest du irgendeinen Trick versuchen, schieße ich!« drohte der Chinese.

Der Mann nickte.

Jane Collins stieß mich an. »Haben wir noch eine Chance?« fragte sie zweifelnd.

»Ich gebe die Hoffnung nie auf.« Die Antwort klang optimistisch, und dabei ahnte ich, zu welchen Grausamkeiten dieser Professor fähig war. Aber das kannte ich ja von dieser verfluchten Dämonenbrut.

Es gab Kollegen, die stumpften im Laufe ihrer Dienstjahre ab. Wenigstens behaupteten sie das. Mir war es nie in den Sinn gekommen, so etwas zu sagen.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als wir vor einer Tür stehenblieben.

Der Pfleger zog sie auf.

Dunkel war der Gang, der vor uns lag.

»Hast du eine Lampe, John?« hörte ich Suko fragen.

»Ja.« Ich ging zwei Schritte vor und knipste die Kugelschreiberlampe an.

Der Bau war ein Labyrinth. Quergänge, Nischen, Längsgänge, sie wechselten sich ab. Allein hätten wir uns sicher nicht zurechtgefunden.

Suko schien den gleichen Gedanken zu haben wie ich. »Wenn du uns reinlegen willst«, drohte er dem Pfleger, »hast du deinen letzten Schrei getan.«

Der Mann knurrte etwas, was ich nicht verstand.

»Wie weit ist es noch?« zischte ich.

»Wir sind gleich da.«

»Und wo liegt der Raum?«

»Unten.«

»Was?« rief Suko.

»Ja«, antwortete der Mann. »Ein Stockwerk tiefer. Man muß von außen die Treppe hinuntergehen, wenn man ihn betreten will.«

»Und wie kommen wir in den Raum hinein?« wollte ich wissen.

»Es gibt eine Klappe über der Decke.«

Uns fiel ein Stein vom Herzen. Weiter schlichen wir durch das Labyrinth. Nur unsere Schritte waren zu hören. Die Spannung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Suko trieb den Kerl an.

»Schneller!«

Wir betraten einen Seitengang. Er endete vor einer Mauer. »Das ist der Kamin!« erklärte der Pfleger.

»Für den Ofen?« fragte Jane mit zitternder Stimme.

»Ja.«

Gepreßt atmete ich aus. Auf meinen Handflächen sammelte sich der Schweiß. Auch auf der Stirn lag die Feuchtigkeit. Trotz aller guten Vorsätze konnte ich das Zittern meiner Hände nicht vermeiden. Überdeutlich wurde mir der Schrecken des Augenblicks bewußt.

Da blieb der Pfleger stehen. »Hier ist es«, erklärte er. Zusammen mit

mir ging Jane Collins in die Knie. Jetzt sahen wir die im Boden eingelassene Falltür. Der Staub der Jahre bedeckte fingerhoch das Holz. Wir sahen auch den Ring, an dem die Falltür hochgezogen werden konnte.

Es war geschafft.

Schattenhaft nur sah ich Sukos Armbewegung. Hörte danach einen erstickten Laut, und im nächsten Augenblick sank der Pfleger zu Boden.

»Sorry«, sagte Suko trocken, »aber er hätte uns nur gestört. Ich habe ihm eine Spezialkopfnuß verpaßt.«

Ich nickte.

Meine Hände krallten sich um den Griff. Noch einmal atmete ich tief ein, riß dann die Falltür mit aller Wucht hoch. Im nächsten Moment hörte ich einen gellenden Schrei.

Die Pfleger näherten sich der wehrlosen Koreanerin. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, stupide.

Sheila hielt es nicht mehr aus. »Laßt sie in Ruhe!« schrie sie. »Sie hat euch nichts getan!«

Auch Bill fluchte und brüllte. Er verdammte seine eigene Hilflosigkeit. Er hing in den Fesseln und konnte sich nicht rühren.

Sheila wankte auf die beiden zu, wollte sie aufhalten, doch Harris riß sie hart zurück.

Clou war zusammengebrochen. Wimmernd hockte sie am Boden.

Harris lachte teuflisch. Mit einem Ruck zog er die Ofenklappe auf. Eine Hitzewelle, die direkt aus der Hölle zu kommen schien, fuhr in das Verlies. Die Flammen leckten gierig aus der Öffnung.

Sheila drehte den Kopf zur Seite. Der Feuerschein blendete sie. Und die Hitze strich über die Haut.

Clou versuchte es noch einmal. Sie wollte davonkriechen, doch sie schaffte nicht einmal mehr zwei Schritte.

Da sah sie die vier Beine ihrer Henker vor sich!

Sie brach erneut zusammen.

Ohnmächtig blieb die koreanische Krankenschwester diesmal liegen. Ihre Nerven hatten nicht mehr mitgespielt.

Bill drehte durch.

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung bäumte er seinen Körper auf, zog die Beine an und ließ sie vorschnellen. Er traf einen der Pfleger an den Oberschenkeln. Der Kerl hatte nicht mit dem Angriff gerechnet, wurde nach vorn gestoßen.

Genau auf den Ofen zu.

Im letzten Moment konnte er sich fangen. Kurz bevor die Flammen über ihn strichen, wirbelte er herum. Feuerrot war sein Gesicht, und der Haß auf Bill blitzte in seinen Augen. Der Pfleger rannte auf sein Gewehr zu, packte es am Lauf und stürzte auf Bill zu.

Sheila schrie markerschütternd auf.

Bills Bein schnellte wieder vor. Er traf auch, konnte sich aber nicht weiter um den Kerl kümmern, denn im selben Augenblick wurde an der Decke die Falltür aufgerissen, und einen Atemzug später war die Hölle los…

***

Suko stand an dem Rand der Falltür. Auch er hatte den Schrei vernommen und handelte impulsiv, reaktionsschnell und gekonnt.

Mit einem Kampfschrei auf den Lippen ließ er sich durch die viereckige Öffnung fallen.

Suko schoß wie ein Torpedo heran. Er schien vom Himmel zu fallen, änderte noch im Flug seine Richtung und fiel genau auf den Kerl mit dem Gewehr.

Der Mann ging zu Boden.

Auch ich sprang nach unten. Wie ein Wirbelwind war ich zwischen ihnen, sah für Bruchteile einer Sekunde die überraschten und hoffnungsvollen Gesichter meiner Freunde und mußte mich dann um den Pfleger Nummer zwei kümmern. Der Mann war ungeheuer schnell. Er flog auf sein Gewehr zu, bekam es zu fassen, wirbelte mit der Waffe herum und schoß in der Drehung.

Hautnah jaulte das Blei an meiner linken Wange vorbei. Wieder feuerte der Kerl.

Ich lag schon am Boden, hatte meine Beretta gezogen, und bevor der Mann einen dritten Schuß abgeben konnte, drückte ich ab.

Die Silberkugel traf ihn dicht über dem Nabel. Sein Gesicht zeigte einen erstaunten Ausdruck, er ging einen torkelnden Schritt nach vorn und brach dann zusammen.

Ein Schrei.

Hinter mir.

Ich fegte herum.

Harris hatte in den Kampf eingegriffen. Jetzt hielt er das zweite Gewehr in der Hand. Mit dem Kolben hatte er Sukos Kopf getroffen. Der Chinese ging in die Knie. Blut rann über seinen Schädel. Trotz der Verletzung stieß er den Lauf hoch, so daß Harris es nicht mehr schaffte, abzudrücken.

Dann brach Suko zusammen.

In seinem wahnsinnigen Haß zielte Harris auf Sheila Conolly. Sein Gesicht war entstellt. Der zuckende Feuerschein warf Schatten über diese häßliche Fratze.

»Dann stirbst du eben durch eine Kugel!« brüllte er. Ich feuerte.

Jane Collins schoß mit dem Beutegewehr schräg von oben. Wir mußten es tun, sonst wäre Sheila verloren gewesen. Und beide Kugeln trafen.

Sie stießen Harris zur Seite, und durch den Aufprall der Kugeln verriß er den Schuß.

Dicht über Sheilas Kopf klatschte das Blei in die Wand. Eine zweite Kugel konnte Harris nicht mehr aus dem Lauf jagen. Ich sprang ihn an. Legte meine ganze Kraft hinter diesen pantherhaften Sprung. Harris flog zur Wand zurück. Das Gewehr fiel zu Boden. Aber er war nicht tot. Auch zwei Kugeln konnten ihm nichts anhaben.

Wo ihn mein Silbergeschoß getroffen hatte, zeigte sich ein großer schwarzer Fleck.

Janes Kugel hatte zwar eine Wunde hinterlassen, doch kein Blut strömte hervor.

Der Mann war ein Dämon.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie sich Suko erhob. Gleichzeitig mit ihm stand Harris auf.

Er war angeschlagen, das erkannte ich sofort. Das geweihte Silber machte ihm zu schaffen. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er mich an. Dann begann die Verwandlung.

Und plötzlich sah ich die Gestalt vor mir, die mir auf dem Schiff bereits begegnet war.

Übergroßer Kopf, lange Arme, der zwergenhafte Wuchs. Das war der Dämon Harris!

»Okay«, zischte ich. »Du hast verloren, Dämon. Für dich ist es vorbei!« Ich zielte mit der Pistole auf seinen Kopf.

Harris heulte auf. Sein Maul öffnete sich. Die spitzen Zähne funkelten mir entgegen.

»Der Teufel!« schrie er. »Irgendwann wird dich der Teufel holen, Sinclair, das verspreche ich!« Urplötzlich drehte er sich um. Und ehe ich oder Suko eingreifen konnten, stieß er sich vom Boden ab und hechtete auf die offenstehende Klappe des Ofens zu.

Ein markerschütternder Schrei hallte in unseren Ohren nach. Sekundenlang sah ich ihn noch mit den Armen rudern, sah das verzerrte häßliche Gesicht, das mich aus der Feuerhölle anstarrte, dann war es vorbei.

Ich ging hin und schloß die Klappe.

Suko schaute mich an. Blut lief über sein Gesicht. Aber, verdammt noch mal, er lächelte.

Und ich spürte ein Würgen im Halse.

»Wir haben es geschafft«, sagte ich kratzig.

Mehr nicht. Aber in diesen Worten lag alles, was ich momentan empfand.

***

Fünfzehn Minuten später hockte ich wieder hinter dem Steuer. Mein Bentley raste durch die Stadt.

Sheila lag auf dem Rücksitz. Die Wehen hatten eingesetzt. Wieder zählte jede Sekunde. Ich mußte die nächste Klinik erreichen.

»Halte noch aus, Mädchen«, sagte ich immer wieder. »Halte aus, Sheila.«

Bill saß neben mir. Er hatte den Kopf gedreht und seine Hände zu Fäusten geballt. Er zitterte und hoffte.

Telefonisch hatte ich schon in der Klinik Bescheid gegeben. Dort war alles vorbereitet, als wir eintrafen.

Um Sheila brauchte ich mich nicht mehr zu kümmern. Bill blieb bei seiner Frau.

Ich aber fuhr zurück.

Auf dem Gelände der Klinik wimmelte es inzwischen von Polizisten. Ich hatte die Beamten alarmiert. Am meisten hatten die Leute damit zu tun, die verstörten Patienten zu beruhigen. Ich setzte mein erstes Protokoll auf. Jane und Suko saßen neben mir.

Die Detektivin trank einen Cognac. Sukos Stirn zierte ein großes Pflaster.

Superintendent Powell wußte ebenfalls Bescheid. Er erschien persönlich. In der Klinik lagen einige Prominente, die Powell kannten und wohl nur von ihm zu beruhigen waren. Ich sprach kurz mit ihm.

»Ich erwarte dann morgen mittag Ihren ausführlichen Bericht«, sagte Powell, kniff ein Auge zu und schlug mir auf die Schulter.

Es war das höchste Lob, das er zu vergeben hatte.

Schlaf fand ich in dieser Nacht nicht. Es war schon längst hell, als ich Jane nach Hause fuhr. Sie schlief neben mir ein. Suko und ich saßen noch in meiner Wohnung zusammen und sprachen den Fall durch.

Kaffee hielt uns auf den Beinen.

Um mich zu erfrischen, hüpfte ich unter die Dusche. Und – wie konnte es anders sein? – das Telefon klingelte.

Suko nahm ab. Dann rief er: »Für dich, John!«

»Wer ist es denn?«

»Weiß ich nicht.«

Patschnaß, ein Handtuch um die Hüften, ging ich in den Livingroom.

Bill hatte angerufen. »Mann, Bill!« rief ich, während Suko neben mir stand und grinste. »Was ist?«

Bill Conolly jubelte, schrie und lachte in einem.

»Rede schon!«

»Ein…« Bill machte es spannend.

»Mädchen?« fragte ich.

»Nein, ein Junge. John, ein Junge. Gesund und munter. Ich könnte die ganze Welt umarmen.«

Jetzt schrie ich auch los. Wir benahmen uns wie die Kinder. »Wie soll er heißen?« fragte ich nach einer kleinen Atempause.

»John! John Conolly! Und du bist der Patenonkel.«

Darüber hatten wir schon vor neun Monaten gesprochen. Ich wuchs direkt um drei Zoll. Wir verabredeten uns für die nächste Stunde. Ich legte auf. Dann gab Suko seinen Kommentar. »Wenn der Junge so wird, wie ihr beide sein müßtet, dann wird er ein toller Hecht!«

Leider hatte ich kein Wurfgeschoß in der Nähe, sonst hätte sich Suko an der anderen Kopfseite auch noch eine Beule eingefangen.

***

Auf den Zehenspitzen betraten wir das Krankenzimmer.

Sheila blickte uns entgegen. Erschöpft, aber glücklich. »Na, du junge Mutter«, sagte ich betont fröhlich.

Sie faßte nach meiner Hand. Plötzlich schimmerten Tränen in ihren Augen. »Ich danke dir, John. Danke dir für alles. Wenn du nicht gewesen wärst…«

»Komm, hör auf«, erwiderte ich. »Du kannst dich ja revanchieren. Bei der Taufe.«

Sheila schaute mich an. »Darauf kannst du dich verlassen, John. Das wird ein Fest.«

Erst einmal feierten Bill und ich. Ich rief Powell an und nahm mir einen Tag Urlaub. Suko luden wir auch ein.

Und das war gut so. Denn er war es, der uns hinterher nach Hause schleppte.

ENDE